SONDERBARE GESCHICHTEN

von

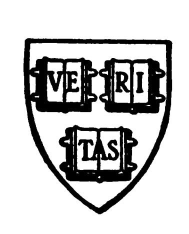
Otto Julius Bierbaum

Zweite Abteilung

Der Steckenpferdpastor und andere Französische Geschichten

O.J.B.

Bei Georg Müller in München und Leipzig
Weihnachten 1908


VE RI
TAS



Otto Julius Bierbaum

Sonderbare Geschichten II

SONDERBARE GESCHICHTEN

von

Otto Julius Bierbaum

Zweite Abteilung

Der Steckenpferdpastor und andere Französische Geschichten

O. J. B.

Bei Georg Müller in München und Leipzig
Weihnachten 1908

Inhalt

Drei niederländer Phantasie-Stücke

Frei nach Gustav Kahn

I

Steingut

Herr Friedolin Petit-Gateau, Notar in der Rue des Graviliers zu Paris, beschloss eine Unterredung, zu der Herr Cyprian Barballe eigens auf sein Studierzimmer gekommen war, also: „Ausser diesen achtzehnhundert Franken Lebensrente und den zehntausend Franken Kapital netto aller Kosten, sowie ausser seinem Hause in Cardycke hinterlässt und vermacht Ihnen Ihr Onkel Herr J. van Turlure fernerhin diesen verschlossenen Brief, der vom Erblasser meinem Kollegen van Coppegheim anvertraut und von diesem wiederum mir eingeschrieben zu dem Zwecke übersandt wurde, dass er Ihnen aus meiner vereidigten Hand übergeben werde. Was mag er wohl enthalten? Gutes oder Böses? Will sagen: Kapitalien oder einen Erblasserwitz? Ich habe jetzt die Ehre, Sie der Überraschung zu überlassen."

— „Erlauben Sie, dass ich öffne."

— „Nun?"

„Da," sagte der Erbe, „das ist alles."

— „Oh — ich bin nicht indiskret und auch nicht neugierig."

— „Ach, Herr Petit-Gateau, hier gibt's keine Sekreta. Moneta aber auch nicht. Bloss ... nun, urteilen Sie selbst! Der selige Onkel schreibt:

Lieber Neffe!

Vernehmen Sie im Folgenden eine meiner letzten Willensäusserungen: In dem Sommer, der dem Tage folgt, wo Sie in den Besitz dieses Briefes kommen, reisen Sie nach Cardycke ab. Herr van Coppegheim, Notar in dieser Stadt, wird Ihnen dort ein Schlüsselbund übergeben. Darin befindet sich neben gewöhnlichen Schlüsseln auch ein ungewöhnlicher. Sie werden ihn ohne weiteres an seinem krausen Barte erkennen. Dieser Schlüssel gehört zu dem Eckschrank, der rechts im Rauchzimmer steht. Sie werden den gleichfalls sogleich erkennen, obwohl Sie noch niemals in diesem Hause waren, denn auch er ist von ungewöhnlicher Art. Sie sehen auf ihm ein Gestell aus geschnitztem Holze und darauf eine kleine Galerie fürstlicher Charakterköpfe, die sich Ihnen hier als leere Pfeifenköpfe aus gut angeschmauchtem Porzellan präsentieren. Machen Sie sich, bitte, keine unziemlichen Gedanken darüber, sondern öffnen Sie den oben genannten Schrank. Sie

werden in ihm auf dem zweiten Fach von unten eine Flasche weissen Curaçao sowie einen Krug Schiedamer finden; das Bordeauxglas, das daneben steht, ist mein Likörglas gewesen. In diesem Glas werden Sie zwei Drittel Schiedamer und ein Drittel Curaçao mischen. Unschätzbare Liköre! Dennoch werden Sie davon 4 (vier) Gläschen zu sich nehmen. Wollen Sie, wie ich hoffe, mit diesem Genusse flüssigen Geistes den des wolkenförmigen verbinden, so nehmen Sie S. M. den König Humbert vom Gestell und stopfen ihn mit Knaster und Varinas, die Sie beide auf dem Tisch nebenan in einer alten Palmers-Büchse bereits gemischt vorfinden. Und wollen Sie auch noch Bier dazu trinken (was ich keineswegs tadeln würde), so tun Sie es ungeniert: aber nehmen Sie ja kein anderes Gefäss dazu, als den bunten Steinguttopf mit dem gemütlichen roten Krebs, den ein alter Vlame sinnig darauf gemalt hat; er hält gerade einen Liter. Das Bier aber lassen Sie sich nirgend anders her als aus der Tulpe in Cardycke, Grande Place, kommen. Und, was die Hauptsache ist: An jenem Abend werden Sie in diesem meinem Rauchzimmer schlafen. Passen Sie aber hübsch auf, dass Sie nichts zer-

brechen! Das übrige wird Ihnen Ihr Gewissen sagen, wenn Sie eins haben, — woran ich nicht gerne zweifeln möchte.

Ihr Onkel Jakob van Turlure.

P. S. Wenn Ihre Base, Barbe van Turlure, der ich viel mehr als Ihnen hinterlassen habe, etwa den Versuch machen sollte, Ihnen irgend etwas abzuschwindeln, indem sie darüber jammert, dass sie an kleinen kostbaren Kinkerlitzchen, wie Nippsachen und Schmuckanhängseln, leer ausgegangen sei, so ermächtige ich Sie ausdrücklich, sie vor die Tür zu setzen. —

Und nun gute Nacht, lieber Neffe! Ich wünsche Ihnen wohl zu ruhen! J. v. T."

„Na," sagte Herr Petit-Gateau, „das sind so Junggesellenschrullen. Ich glaube, es ist nur recht und billig, dass Sie alles tun, was er Ihnen da aufgegeben hat. Nehmen Sie an, es seien die Zinsen für die Erbschaft. Der Zinsfuss ist ja wunderlich, aber nicht hoch."

„Ich werde es tun," sagte Cyprian; „und zwar will ich gleich reisen."

Er hatte gerade noch Zeit, dem Direktor der Versicherungsgesellschaft „Das profitable Sterben", die seine Schreibleistungen monatlich auf hundert Franken taxierte, die De-

mission eines Mannes entgegenzuschleudern, der sich nun selber versichern konnte; fand auch noch Musse und Gelegenheit, der Dame seiner verlorenen Augenblicke eine kleine Aufmerksamkeit zu Füssen zu legen; konnte sich noch als Verwandlungskünstler betätigen, indem er bei der „Schönen Gärtnerin“ als schlichter Bürger eintrat und in neuer Umhüllung als eleganter Jäger im Geschmack der komischen Oper wieder herauskam; gewährte sich die Frist, einen Abend mit einem guten Diner, einen Morgen mit einem guten Frühstück auszuzeichnen (beides in entsprechend guten Lokalen), und erstand sich zuguterletzt zur Anregung des Gemütes einen exakten Roman von Zola, zur Anregung der Bauchmuskeln einen exakten Strassenrenner: Dann fuhr er zum Nordbahnhof. Hier setzte er sich in einen Waggon zweiter Klasse; dieser beförderte ihn zu einem anderen, und dieser wieder führte ihn einem dritten zu. So kam er, langsam aber sicher, schliesslich auf dem Bahnhof von Brügge an, einem Bahnhof, der das Aussehen einer Kathedrale hat, damit niemand, der in Brügge einzieht, sei es ein Reisender oder ein Paket, sich schnöde rühmen könne, gänzlich hinter die Kirche

gelaufen zu sein in diesem Lande der vielen frommen Nonnen, vielen lauten Glocken und vielen vollen Klöster. Sodann brachte ihn ein kleiner Pferdebahnwagen zu einem Dampfschiff, dieses beförderte ihn zu einem Zollwachtschiff, und das setzte ihn in Cardycke ab, wo der Wirt zur Tulpe sich ein aufrichtiges Vergnügen daraus machte, ihm die Tür von Herrn van Coppegheims Hause zu zeigen. Dieser ergriff sogleich das fragliche Schlüsselbund, doch unterliess er es auch nicht, Herrn Cyprian fürs erste eine Zigarre und dann ein Glas südafrikanischen Weines anzubieten: eines südafrikanischen Weines, der in Wirklichkeit seine tropische Herkunft in der durch intensive Weinkulturen ausgezeichneten Stadt Amsterdam hatte, wo er zwischen einem Kanal und einer sehr leistungsfähigen Gewürzhandlung gewachsen war. Dann krönte er das ehrwürdige Haupt des seligen Onkels und Freundes ausgiebig mit dem Lorbeer preisender Prädikate, und nun erst führte er den Neffen als Herrn in das Haus, das bisher jenem würdigen Oheim gehört hatte. Worauf er ihm die Güte der Tulpen-Küche beteuerte und den Rat erteilte, sich in allen Fragen des praktischen Lebens

ruhigen Mutes dem Scharfsinne des Tulpenwirtes anzuvertrauen, der ihm fürs erste ganz sicher auch eine begabte Person für alle die Hantierungen aussuchen werde, ohne die an ein geordnetes Hauswesen und den nötigen Glanz seiner Stiefel nicht zu denken wäre. Die ehemalige Dienerin des Onkels nämlich hatte sich, selbst in den Rang einer Erbin aufgerückt, nach ihrem heimatlichen Dorfe zurückgezogen, um dort als beschauliche Pflanze den Rest ihrer Tage zuzubringen. Zum Schluss wünschte er ihm Gutenacht, teilte ihm aber zuvor noch ausdrücklich mit, welch grosses Vergnügen er empfinden würde, ihn wiederzusehen und ihm jede gewünschte Auskunft reichlichst zu erteilen.

*

Es war ziemlich spät, und im Salon war es kalt. Die Dienerin des Herrn van Coppegheim hatte gerade eine freundlichst geliehene Lampe hereingestellt. Die geschlossenen Fensterladen und die mit Schutzbezügen bedeckten Möbel mauerten Cyprian Barballe förmlich ein. Der leere Tisch mit seinem Ausdruck von Abneigung gegen den neuen Besitzer und Sehnsucht nach dem alten,

ferner die grosse Stille, die nicht einmal durch das Ticktack einer Uhr oder das Knabbern einer Maus gestört wurde, griffen Cyprian etwas an; dies und das Gefühl des Alleinseins trieben ihn aus dem Hause in die Gastlichkeit der Tulpe. Als er sich dort gestärkt hatte, blieb er noch ein bisschen im Café, ergab sich beim Bier beschaulicher Musse, beobachtete die Rauchwolkenflüge seiner Zigarre und liess schliesslich den Tulpenwirt wissen, dass er diese Nacht in einem der Tulpenbetten zu schlafen gedächte. Der Wirt führte ihn alsbald in ein enormes Zimmer, das von Mahagoni nur so glänzte, zeigte ihm eine seltsame Art Schrank mit tiefem Bauch, der sich bei näherer Untersuchung als ein Bett entpuppte, und wünschte ihm Gutenacht und Wohlzuruhen.

Barballe war, dank einer ganzen Tagesfahrt und in seinem Zustande völliger Durchrüttelung, in der angenehmen Lage, diesen Wunsch zu erfüllen, und schlief ausgiebig, aber mit rhetorischen Begleiterscheinungen, denn er schmiedete die ganze Nacht an einem Plaidoyer, in dem er dem Direktor des Profitablen Sterbens auseinandersetzte, dass er einen Urlaub von mindestens einem Monat

benötige, um seinen Roman „Die kleine Elsa oder Die Primel von St. Cloud“ zu Ende zu führen. Dies bewirkte, dass er beim Erwachen das behagliche Schmunzeln eines Mannes zeigte, der seinen Traum belächeln darf, gemischt mit dem Hochgefühle eines Menschen, der ein Blatt seines Lebensbuches wendet, um nun zu wirklich interessanten Kapiteln zu gelangen. So rieb er sich die Hände und betrachtete dabei mit der Miene eines Eroberers ein weisses Geschirr von 35 Zentimetern Umfang, das die Rolle einer Kaffeekanne spielte, neben einem Geschirr von 10 Zentimetern Höhe, das sich als Milchtopf gebärdete, aber in Wahrheit eine grosse Schale war, sehr tief und geräumig wie die Gemüsenäpfe, die er in seinem Elternhaus gekannt hatte; daneben machte sich ein Teller mit einer Butterbrotlast von 15 Kubikzentimetern breit. Er ass und trank, während er, der anmutig vorgebrachten Einladung des Wirtes entsprechend, einer alten Frau, die zu seinem Spezialdienst für die Tagesstunden beordert war, seine Schlüssel überreichte. Dann erklärte ihm der Tulpenwirt alles Wissenswerte über die Stadt. Cardycke sei, so wusste er zu berichten,

jetzt zwar ein ganz kleiner Ort, aber ehemals habe es mit Venedig rivalisiert; nun, gottlob, besserten sich die Geschäfte jetzt wieder, dank einem grossen Ueberfluss von sehr gesuchten Runkelrüben rings herum. Als Sehenswürdigkeit gab es hier die Spuren französischer Kartätschenkugeln im Südostwinkel des alten Stadthauses; ferner eine alte Mühle, ausserordentlich alt, müssen Sie wissen, und schliesslich bei einem Privatmann (einem Rentier, und dem Tulpenwirt in Freundschaft verbunden) zwei schöne alte Delfter Vasen. Die Post wurde täglich zweimal ausgetragen und expedierte nicht weniger oft. Der Bürgermeister, der Arzt, der Notar und seine Wenigkeit selbst seien liebenswürdige Leute, die französisch sprächen. Man könne bei ihm alles, was man wünsche, finden, vorausgesetzt, dass man ihn zwei Tage vorher benachrichtige. Wenn Herr Barballe seine Mahlzeiten aber zu Hause einnehmen wolle, so könne er sich ganz seiner alten Bedienerin überliefern; sie verstände etwas von der berühmten alten holländischen Küche und würde überdies in der Tulpe stets gute Ratschläge finden.

Herr Cyprian Barballe unterbrach den

Redner, um ihm anzudeuten, dass es ihm angenehm sein würde, in dieser Hinsicht nicht nur von den Ratschlägen des Herrn Tulpenwirts, sondern auch von seiner kulinarischen Praxis zu profitieren. Worauf der Besitzer der Tulpe sogleich einen mässigen Preis vorschlug, den Barballe auf der Stelle annahm.

Dann gab der Tulpenwirt sein klagendes Bedauern wegen des Ablebens von Herrn van Turlure von sich, den er als einen ruhigen Mann und Bürger schilderte, der nur ein wenig zu stubenhockerisch und abgeschlossen gewesen wäre. Zwanzig Jahre hindurch, von dem Tage an, wo Herr van Turlure gekommen war, sich in diesem Lande als gemachter Mann niederzulassen, war er täglich zwei bis dreimal in der Tulpe erschienen. Morgens nahm er stehenden Fusses und ziemlich eilig vor seinem Spaziergang eine Mischung von Bittern und Genever; auf dem Rückwege setzte er sich einige Minuten und leerte eine kleine Flasche Bier, wobei er mit dem Repräsentanten der Tulpe über lokale Angelegenheiten plauderte. Wein dagegen trank er nur zu Hause. Abends empfing oder machte er Besuche, ging auch

wohl wiederum ein bisschen spazieren. Um 10 Uhr schickte er die Dienerin zu Bett und schloss sich in sein Rauchzimmer ein; man durfte aus guten Gründen annehmen, dass er so des Abends von 10—1 Uhr in diesem Zimmer rauchte, ass und trank. Der Wirt schloss seine Mitteilungen mit der Versicherung, dass er bei dem ausgezeichneten Rufe und den wohlakkreditierten Verhältnissen des jungen Herrn glücklich sei, für den Neffen des würdigen Greises sorgen zu dürfen.

Während dieser Zeit dachte Cyprian an all das, was man ihm vom Onkel Turlure früher erzählt hatte. Madame Barballe, geborene van Turlure, hatte von dem Onkel ein im ganzen anmutiges Porträt mit nur wenigen Schattenpartien gezeichnet. Herr van Turlure war für sie ein Musterbruder gewesen bis zu dem Tage, wo sie Herrn Adolf Barballe, Waren-Agent in Paris, rue St. Martin, geheiratet hatte. Das Aeussere des Herrn Barballe hatte ihm missfallen, ebenso seine Gewohnheit, seine Kunden ins Restaurant einzuladen, um dort Geschäfte anzuknüpfen und abzuwickeln. Darum hatte sich Herr van Turlure, der sein Vermögen in der rue du Paradis Poissonnières als Händler

in Töpferwaren erworben hatte, von der Stadt nach seiner Heimat zurückgezogen, da ihn diese Familienverhältnisse nicht besonders anzogen, und seit einem Krach, wo sich der Schwager ein bisschen hatte gehen lassen, war von ihm im Hause Barballe nichts zu hören und zu sehen gewesen. Als aber nach dem frühzeitigen Tode des Herrn Adolf Barballe aus der Frau Barballe eine Witwe Barballe geworden war, hatte er brüderlich geholfen, und er hatte auch zur Erziehung des jungen Cyprian beigetragen. Bevor er sich jedoch zu diesen Ausgaben entschied, hatte er die Reise nach Paris unternommen, um sich zu vergewissern, dass der junge Mann mehr seiner Mutter ähnele, als seinem Vater. Beim Tode der Mutter (Cyprian war damals 18 Jahre alt) hatte er ihm brieflich erklärt: erstens, dass es unnütz sei, sich die Mühe von Besuchen bei ihm zu machen; zweitens, dass er ihn für alt genug halte, um sich durchs Leben schlagen zu können; drittens, dass er ihm indessen Hilfsgelder auszahlen lassen würde, aber in Zwischenräumen und ganz nach seinem Belieben; viertens, dass Bitten um ausserordentliche Unterstützungen durchaus

und immer zurückgewiesen werden würden. Ausserdem dispensierte er ihn, seinen Neffen, durchgehends von der Pflicht, ihm zu schreiben, ausgenommen — und das forderte er — am 27. Dezember mit der Abendpost, damit der Brief, der regelmässig eine Photographie Cyprians zu enthalten hatte, ihn am 1. Januar morgens erreiche. Die Antwort war die einzige regelmässige Postanweisung, die Cyprian empfing, eine internationale Anweisung, die ohne die geringste Spur eines Briefes ankam. Und Cyprian erinnerte sich, dass ihn auch seine Mutter schon alle Jahre zum Photographen hatte führen müssen, um dem Onkel sein Bild zu schicken, und dass sie ihm eines Tages in ihrem Esszimmer der kleinen Vorstadt-Mansardenwohnung im Marais, wo sie von den Anweisungen des Onkels van Turlure und dem Reste des väterlichen Vermögens lebten, gesagt hatte: „Mein armer Junge, Du siehst Deinem Vater viel zu ähnlich; Dein Onkel wird Dir nicht viel hinterlassen.“ Doch hatte Cyprian bemerkt, dass jedes Mal, wenn er an seinen Onkel eine kleine Auswahl von Versen oder Prosa von sich sandte, es nur selten vorkam, dass der Monat

vorüberging, ohne etwas Geld aus Holland zu bringen. Und nun sass er also selber hier und wusste nicht recht, was tun.

Cardycke und das Haus, wie es so im Scheine der Morgensonne dalag, erschienen ihm hübsch, nett, heimlich. Er durchschritt den Korridor, um bis zum Garten zu gehen. Es war schon ein bisschen weit im Sommer. Der Garten schien mehr die Skizze zu einem Lustgärtchen, als ein gut angelegter Gemüsegarten zu sein. Hier ein entlaubtes Laubengewölbe, da ein paar grosse Päonienbeete. Aber das Erdgeschoss mit den jetzt offenen Fensterläden nahm sich recht freundlich aus. Der Salon war nüchtern, ein kleines Esszimmer gewann dem Empirestil merkwürdig komische Wirkungen ab; aber das Rauchzimmer, das Lieblingszimmer des Onkels, verführte ihn, bestach ihn geradezu. Es ging mit einem grossen Fenster auf einen weiten Horizont von plattem Land mit Weiden, der im Hintergrunde durch einen gleichmässig gespannten Vorhang von Bäumen an einem Kanal begrenzt wurde. Innen: ein viereckiger Tisch; ein enormer Lederdivan; ein dicker grosser Schrank, oben mit Auszügen, die Kupfergriffe hatten, unten mit zwei glatten,

verschwiegenen Flügeln aus sehr altem, im Laufe der Jahre gedunkeltem Eichenholz; und rings herum, drei Wände fast bedeckend, während eine vierte für die Tür und das Pfeifengestell frei war: Töpfereien über Töpfereien: irdene und porzellanene jeder Art. Er unterschied delfter Krüge, japanische Schüsseln, Vasen von Sèvres, Näpfe aus Stockholm und Deutschland, Teller aus Faenza, Terrinen aus Brünn, Töpfe aus Strassburg, wiener, dresdner, nymphenburger Schalen, Büchsen, Dosen — aber die ihm vom Tulpenwirt verschaffte Alte pflanzte sich mit einem Besen auf der Türschwelle auf, und er begriff, dass er heute morgen verschwinden müsse. Er ging weg, seinen Gedanken nachhängend, und mit der Absicht, sich durch tüchtiges Gehen Anwartschaft auf Appetit zu verdienen. Zu einem Besuch der oberen Räumlichkeiten des Hauses liess er sich noch Zeit.

Aber, als er an der Tür der Tulpe vorbeikam, die fast gegenüber seinem Hause lag, sah er den vergnügten Wanst des Wirtes lebendig werden und die beiden gekreuzten Hände sich gegen ihn mit freundschaftlichen Winken bewegen; ein „Treten

Sie bitte ein" brachte ihn in zwei Sekunden vor ein Glas gemischten Bittern-Genever und einen unbekannten Herrn von der Farbe des Bittern oder eines Ziegelsteins. Der Wirt stellte diese Person als einen der besten Freunde des Herrn van Turlure vor.

„Ja, mein Herr, sagte der Unbekannte, „ich darf wohl sagen, dass van Turlure und ich zwei Freunde waren: Freunde in des Wortes breitester, weitester Bedeutung. Das Schicksal, das uns zusammenführte, wusste wohl, was es tat: es beabsichtigte und erreichte eine Amalgamierung von grosser Dauerhaftigkeit. Wenn ich daran denke! Wenn ich daran denke! Welch ein Mann! Ach, mein Herr, welch ein Exempel von einem Manne war Ihr Onkel! Er hatte Weltanschauung in sich, und was für eine! Mein Herr! Ich scheue mich nicht, zu erklären, dass mein Vermögen von einigen Winken herrührt, die er geruhte an meinem Tische von seinen Lippen fallen zu lassen. Ihr verehrter Onkel besass unter einem starren, kalten Aeussern eine wirkliche innere Vereinigung der herzlichsten Gefühle, gemischt und verbunden mit einer schönen aufs Allgemeine gerichteten Ethik, und dazu war er, wie Sie

wissen, ein ungewöhnlicher Kunstliebhaber. Glauben Sie aber nicht, dass Herr Jakob van Turlure die Fülle und Tiefe seines Wesens nur so von sich streute! Ihr Onkel sprach prinzipiell nie. Es sollte mich wundern, wenn er Ihnen je einen Rat gegeben hätte."

— „Allerdings . . ."

— „Um einen Rat von ihm zu erhalten, war ein Kniff nötig, einfach wie das Ei des Columbus; aber man musste ihn schliesslich finden, und ich habe ihn gefunden."

— „Und das war . . .?"

— „Zwei Worte: Abend und Burgunder."

— „Wieso?"

— „Nämlich: Am ersten Tage, wo ich den Besuch Ihres Onkels empfing — (er hatte mich gütigst beauftragen wollen, ihm einen alten Kupferstich wiederzufinden; denn das ist mein Metier, ich bin Antiquar und auch etwas Kaufmann in echtem Tabak) —, also: da geruhte er mir irgend ein paar Kleinigkeiten, Schmuck und dergl., die aus der Mode gekommen waren, zum genauesten Preise abzukaufen. Ausserdem forderte er als Extraleistung zart aber energisch, dass ich ihn ein wenig durch die Stadt führe. Ich tat es mit der exemplarischen Geduld,

die ich meinen Kunden gegenüber entfalte (gratis bei einem Kauf von mehr als 20 Gulden), und ich hatte Gelegenheit, zu bewundern, mit welchem zarten Takt Ihr Herr Onkel über die Topographie einer Stadt gewisse Aufklärungen zu fordern wusste, die ein ansässiger Mann und Familienvater nicht gern gibt. Nun, jeder Mensch hat seine schwachen Stellen; der eine da, der andere dort; Engel werden wir erst oben, wenn wir überhaupt keine Stellen mehr haben. Also um kurz zu sein: Als ich am Abend dieses Tages zu Bett gehen wollte, klopfte Ihr Onkel an meine Tür und sagte: Ich habe noch vergessen, Sie zu fragen, wo sich der beste Burgunder in dieser Stadt befindet.

Genau hier, antwortete ich, aber ich handle nicht damit.

Hm, oh, erwiderte Ihr Onkel, und ich sah einen Schatten von trauriger Resignation auf seinem Gesicht, das im übrigen regelmässig zu nennen war, wenngleich eine gewisse Lachsfarbe, die Folge allzuvielen Nachdenkens, auffiel. Ich habe Ursache, es für eine meiner glücklichsten Ideen zu halten, dass ich damals meiner Bedienerin läutete und mitten in meinen Laden, unter meine

Silberschnallen, seeländischen Broschen, friesischen Helme, alten Kupferstiche, mitten zwischen die hübschen Firmenschilder meiner Zigarrenkisten einen kleinen Tisch hinstellte mit einer Petroleumlampe, zwei Gläsern und einer Flasche Pomard, ah, einem ganz verteufelten Burschen von Pomard, wovon ich übrigens das Vergnügen haben werde, Sie das vorletzte Glas kosten zu lassen. Und Ihr Onkel sprach, sprach zu mir zwischen zwei Havannawolken: Herr van Spetekerke, Sie machen einen Fehler.

Inwiefern?

Sie füllen Ihr Lager mit kostbaren holländischen Sachen und handeln damit hier: in Holland; das verrät wenig Scharfsinn.

Nun, und was würden Sie an meiner Stelle tun?

An Ihrer Stelle verkaufte ich meine holländischen Altertümer ins Ausland, und für hier sammelte ich ausländische Antiquitäten.

Na, und sehen Sie: ich habe in der Tat einen alten schmutzigen Kasten von Uhr, denn ich hier für hundert Sous von einem Bauern gekauft hatte, bald danach für 50 Franken an eine Londoner Niederlage ver-

kauft, und ich habe hier für nichts einen Haufen alter schmutziger Empiremöbel gekauft, die ich einige Jahre später, aufgeputzt und ausgebessert natürlich, draussen zu sehr hübschen Preisen wieder los geworden bin."

— „Mein Onkel war wirklich sehr scharfsinnig."

— „Und dazu uneigennützig, mein Herr! Was nahm er für diesen scharfsinnigen Rat, der mein Leben geändert hat, und den ich der phantasielösenden Kraft des Pomards verdanke? Er suchte sich zuweilen ein nettes Geschirrchen bei mir aus, das ich ihm zum Freundespreis taxierte, und er hat bei mir einen schönen Strassburger Steintopf gefunden, der sein Stolz wurde. Mein Stolz war der Topf nicht, ich habe nie etwas anderes in ihm gesehen, als einen gewöhnlichen Topf: aber zu ihm sprachen die Töpfe; wenigstens habe ich oft genug gesehen, wie er zuweilen mit dem Zeigefinger an ihnen herumklopfte und dann andächtig lauschte. An jenem Tage gab er mir übrigens noch einen ausgezeichneten Rat."

— „Und?"

— „Er riet mir, zurückgesetzte französi-

sche, englische und deutsche Bücher nach Gewicht zu kaufen. Ich habe davon dann eine grosse Menge gehabt, und, sehen Sie, nach kurzer Zeit empfing ich Briefe: Mein Herr, ich glaube in Ihrem Schaufenster vor einiger Zeit das Buch von Herrn . . . gesehen zu haben; wollen Sie es mir schicken . . . Und das kam immer häufiger, und die Bücher gingen ab . . . Ihr Onkel war ein Mann von grösstem Genie."

Diese Behauptung überraschte Herrn Cyprian, aber diese und andere kleine Anekdoten waren ihm doch angenehm zu hören und gaben ihm willkommenes Material, sich ein Bild von seinem Onkel zu modellieren.

Trotzdem war es ihm eine Erleichterung, als die Mahlzeit zu Ende war, denn im ganzen genommen wird es einem lästig, Aristides fortgesetzt den Gerechten nennen zu hören, und er ging in sein Haus. Es schien ihm doch nützlich, seine Nachforschungen wieder aufzunehmen und sich über die einzige Etage des Hauses zu unterrichten.

Da war zunächst ein Schlafzimmer; darin ein gewöhnliches Bett mit einer blumengemusterten Decke nebst zwei Stühlen und einer Kommode von moderner Arbeit; an

der Wand hing eine Photographie, die ohne Frage ihn darstellte; sie war in der Ecke eines mächtigen Rahmens gut untergebracht; dicht daneben hing eine Art Versgebäude. Titel: An meinen Neffen Cyprian Barballe. Es hiess:

Es war ein kleines Kerlchen,
Hatte Knochen im Leib und Gras
[unterm Schuh,
Es war ein kleines Kerlchen,
Das lief am Tag und legte sich nachts
[zur Ruh,
Tät sich zum Essen setzen,
Den Gaumen mit Schwarzbrot letzen,
Trank Gänsewein dazu.

Es war ein kleines Kerlchen,
Jedoch kein Kapitalist.
Man braucht doch nicht zu sparen, wo
Nichts aufzuheben ist.
Hatt' einen Schlüssel und kein Schloss,
Ein alt Hufeisen und kein Ross,
An seinem Gürtel hat die Welt eine
[silberne Schnalle vermisst.

Es war ein kleines Kerlchen,
Der seine Wäsche auf der Wies'
Bei Frau Bachstelze waschen liess;

Und gleich, sobald der Sommer kam,
Er seinen alten Löffel nahm,
Ihn zum Goldplattkäfer zu tragen,
Der musst' sich mit Putzen plagen.
War 'n seine Schuhe bös mitgenommen
(Niemalen hat er neue bekommen),
So trug er sie zur Frau Elster hinaus,
Die wohnt auf der zweiten Pappel drauss,
Dritten Zweig links, nah bei dem Haus
Des Herrn van Türlüre.

Es war ein kleines Kerlchen,
Der schlief des Nachts bei Mutter Grün
Und sah im Traume segelkühn
In goldener Barke sich fahren
Zur schönen Stadt Zuckerhütenheim;
Dort kehrt' er im Eselsfelle ein,
Dem Wirtshaus mit goldener Türe
Beim Hause des Herrn van Türlüre.

Holla, der Onkel dachte in Versen an mich; der Onkel machte sich pränumerando über mich lustig; der Onkel war fidel und ein Reimschmied; Gott, was für ein komplizierter Onkel. Da muss man weiter schaun!

Es kam nun ein Bücherzimmer, und Barballe durchforschte es mit dem Schnüffel-

sinne eines Kritikers. Aber hier gab es zunächst keine Offenbarungen, denn das freundnachbarliche Nebeneinander von Hugo, Henri Martin, Scribe, Daudet, Maupassant, Malot, Reise um die Welt und Casimir Delavigne bot keine besondern Aufschlüsse über die Psyche des Onkels. Erst ein Band, der neben den ihn umgebenden Pappbänden eine gewisse Kostbarkeit zeigte, musste in ihm die Idee erwecken, ihn zu öffnen. Er hiess: Punkte und Kommata. Eine gedruckte Widmung: Herrn Jakob van Turlure in Freundschaft und Zuneigung gewidmet von Mme. Alcyon-Martin de Perruche-le-Roi; und eine geschriebene in blasser Tinte: — An Jakob van Turlure seine Alcyonée — und dann, hinter dem weissen Blatt vorn im Buch, eine Photographie, aus der ersichtlich war, dass die Dame in den Dreissigern und zirka gegen 1875 photographiert war; das bewies die unerhörte Frisur mit den Zahnfransen auf der Stirn. Barballe kannte, so bewandert er in den zeitgenössischen Katalogen war, den Namen der Mme. de Perruche-le-Roi nicht, und er tröstete sich darüber erst, als er bemerkte, dass das Buch für Mme. Al-

cyon-Martin von der Buchdruckerei von Alcyon-Martin, Passage d'Aboukir in Paris, gedruckt worden war. Welchen Kredit musste Herr van Turlure bei dem Geist dieser Dame gehabt haben, dass sie sich auf einen Visitenkartendrucker geworfen hatte, um ihm dieses Denkmal ihrer Zuneigung zu liefern, das sie jedenfalls irgend einer Zeitung nicht eingesandt hätte.

Das Buch selbst war nicht übermässig interessant. Da war ein Kampf Jakobs mit dem Engel, dessen Bedeutung Cyprian leicht erriet; einige Lieder mit den Refrains „Turlurette, Turlurette“ konnten als neckische Spielereien des Geistes hingehen; dann gab es Gedichte im Frisiermantel, Gedichte im Spitzenunterröckchen und Zigarettengedichte, aber auch Gedichte übers Heimweh gab's, wie sie eine gut geartete Seele zu schreiben durchaus nicht unterlassen kann. Auf alle Fälle erkannte Cyprian bald, dass, wenn es sich in diesem Buch um einen handelte, der Er oder Mann genannt wurde, es immer Jakob van Turlure war, um den sich die Reime drehten. All das fand Cyprian recht amüsant, und er fuhr fort, die Bücherei durchzusehen,

in der Hoffnung, dazwischen noch irgend eine andere merkwürdige Widmung zu entdecken, aber er fand nur noch alltägliche Bücher.

Der Abend war gekommen; die Stille hatte Cardycke überfallen. Cyprian Barballe hatte keine Lust, nochmals in die Tulpe zurückzukehren. Er blieb in seinem Hause. Er war etwas angegriffen und fühlte sich einsam. Halb war er erfreut, im Leben des Onkels etwas Abgeschmacktes entdeckt zu haben, halb war er unruhig darüber, was etwa noch kommen würde, wenn er weiter im Gedächtsnis der Leute des Landes blätterte und Schubladen öffnete. So trat er in das Rauchzimmer. Er musste es ja tun; es war direkt seine Pflicht, hier zu schlafen. Und so tat es Cyprian, denn er besass ein Gewissen.

Er ergriff ohne weiteres und eifrig den König Humbert, stopfte ihn mit Tabak, hielt ein Streichholz daran und klappte dann über den königlichen Schädel, der wie ein Ätna rauchte und mit den grössenwahnsinnigen Tabaksfasern ziemlich struppig aussah, den kleinen Zinnhelm zu und vertiefte sich in seine Gedanken. Dann kam er ge-

nau, den Angaben des Briefes folgsam, allen Vorschriften nach und mischte getreulich den Schiedamer mit dem Curaçao, wie es befohlen war: 2:1. Er hatte bei sich beschlossen, dass zwischen jedem der vier Gläser etwa 10 Minuten Pause sein sollten.

Das Likörgemisch war gut, aber Humbert schien Barballe ziemlich mittelmässig. Seine Majestät roch etwas nach Kraterschwefel. Ich werde ihn wohl schlecht angesteckt haben, sagte sich Barballe, leerte den Riesenschnauzbart, stopfte ihn mit Zuversicht aufs neue, setzte ihm wieder seinen Helm auf und begann mit frischen Kräften nochmals. Da begab es sich aber, das Humbert, ermüdet von diesen widersprechenden Anstrengungen, sich weigerte, zu ziehen. „Himmel Herrgott nochmal!" wütete Barballe.

Da rief eine Stimme: „Du hast den Savoyarden nicht ausgefegt."

Die Pfeife fiel hin, Humbert brach entzwei.

„Es lebe die Kommune," rief die Stimme, „es lebe die italienische Revolution!"

Wäre nun Barballe ein schlichter, simpler Mann von einfachem Menschenverstand gewesen, so hätte er kurzweg gefragt: Wer

ist da! . . . oder er hätte es auch wohl in höflicher Form getan, indem er sein Käppi abgenommen hätte: Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Aber Barballe war ein sehr differenzierter Mann, und seit seinem Zusammenkommen mit Maitre Petit-Gateau hatte er Furcht vor Dieben. Da tat er denn folgendes: Er zog langsam seinen Revolver aus der Tasche, mit einer unendlichen Vorsicht, und sang dabei, wie ein vollkommen gleichmütiger Mann, oder wie ein Mann, der ruhig zu seiner Uhr geht, um nachzusehen, ob es vielleicht die Stunde für den Verdauungsschnaps, die Poststunde, oder die Geburtsminute des Papstes, oder die Stunde zum Einnehmen ist . . . Er sang das mutmachende Lied:

Es wirbeln die Trommeln, es schmettert [das Horn,
Die fünften Chasseurs avancieren!
Der Herr Kapitän gibt dem Rosse den [Sporn,
Die Leutnants kommandieren.
En avant! En avant! En avant! En avant!
Rataplan! Rataplan! Rataplan!

Rataplan . . . der Drücker ist ge-

zogen . . . Und, sicher, dass er gesungen hatte, ohne den Feind zu treffen, rückte Cyprian mit Wolfsschritten gegen die Tür vor und öffnete sie mit einem Ruck nach dem Garten zu: da lag die grosse Stille. Er schloss die Tür wieder, durchschritt das Rauchzimmer und öffnete die Tür nach der Strasse: da lag das undurchdringliche Dunkel. Er stieg rasch zur Etage hinauf: da lagen zusammen Dunkel und Stille und Friede. Er schaute zum Fenster hinaus: Alles schlief, ausgenommen die Sterne. Dann ging er wieder hinunter und trat voll Mut und Tapferkeit ins Rauchzimmer.

Hm, dachte Cyprian, Humbert ist futsch, — was soll ich tun?

„Nimm doch die Queen!" rief die Stimme.

„Ach, Sie sinds, Onkel?" entgegnete der kühne Cyprian.

„Sein Onkel! Er ruft seinen Onkel! Gottogottogott, was für'n Nonsens!" fistelte die Stimme.

— „Darf ich Sie, verehrteste Stimme, darauf aufmerksam machen, dass Sie nicht ganz höflich sind?"

Da kriegte die Stimme den Koller und krähte:

„Nimm die Queen, Queen, Queen!
Nimm die Queen, Queen, Queen!
Sie will schon wieder vom Leder ziehn.
Denn die ganze Welt, hurrah,
Ist bloss ne Abführpille
Für Miss Britannia!“

Du wirst doch nicht etwa auch so was tun wollen, Cyprian, mein Neffe?“

— „Gott behüte und Gott bewahre! Aber, um Dir zu zeigen, dass Du eine Stimme von nichts bist, eine Rauchzimmerstimme, eine Aschenbecherstimme, werde ich den König der Belgier rauchen.“

„Congo, Congo,
Der König ist bald irgendwo!“

erwiderte die Stimme; „viel Vergnügen, kleiner Cyprian, ich gehe weg.“

— „Wo hinaus?“

— „Na, durch die Türe!“

Die Türe ging auf und gleich wieder zu.

Cyprian ergriff kühn den Revolver, öffnete wieder die Tür nach dem Garten — aber da lagen wieder bloss Stille und Dunkelheit und undurchdringliche Schatten. Doch sah er etwas, das sich bewegte, und stürzte darauf zu. Eine Sonnenblume, die sich im Nachtwinde wiegte. Cyprian zerbrach sie

vor Wut. Dann wartete er, den Revolver in der Faust. Der Effekt dieser Herausforderung: nichts rührte sich. Herrn Cyprian blieb nichts übrig, als wieder ins Rauchzimmer zu gehen. Er streckte die Hand nach dem König der Belgier aus.

„Hopsa, Du, Obacht, drück ihn nicht, er ist aus Pappe, der da," rief die unerfindliche Stimme.

Cyprian würdigte sie keiner Antwort, stopfte Leopoldn mit Tabak voll, zündete ihn an und setzte ihm seinen Zinnhelm auf. Aber, obwohl er dies Manöver sechsmal wiederholte, der König zog nicht.

Da fiel Cyprian ein, dass er in der Tasche eine gute Zigarre habe, eine Havanna, man weiss nicht genau, ob in Neuilly oder Chateauroux geboren, aber auf alle Fälle eine brave Zigarre von demokratischem Normalmass und von ihm mit drei Sous bezahlt. Er zündete sie an, weil er bei diesem Gespensterabenteuer seine Zuversicht auf den exakten, logischen Geist setzte, der bei der Fabrikation dieser Zigarre Pate gestanden hatte. Auch sagte er sich: Von den drei Sous, die ich dem Tabakhändler gab, wurden bei dieser Zigarre närrischerweise nur zwei

Centimes für Tabak ausgegeben. Im übrigen habe ich einen Sous für die Armen, einen für die Marine, zwei Centimes für unser staunenswertes Steuersystem entrichtet, und den letzten Centime teile ich zwischen meinem Deputierten und der bewunderns-würdigen Truppe der Comédie Française. So kann ich, um mich zu verteidigen, auf meine Armen und die Flotte und meinen Deputierten und auf die Institution rechnen, die man mir zu meiner Zerstreuung übrig gelassen hat.

In diesem Moment, als auch gerade noch ein kurzer Windstoss klappernd in die Fensterläden fuhr, erhob sich die unendliche Melodie einer tief melancholischen Klage aus dem Garten; ein langes Geseufze, ein auf- und abschwebender Ausdruck von Schmerzgestöhn und Hilferuf.

Was ist denn da wieder los? rief Cyprian laut.

„Das,“ sagte der König der Belgier, „sind die Kohlköpfe, die sich beklagen, dass Du einen ihrer Brüder rauchst. Du würdest das nicht tun, wenn Du hier geboren wärest. Sowas tut man nicht im Auslande, mein Herr! Verstehst Du mich?“

— „Herr Du meines Lebens, Teufel nochmal, ja! Ich gehe schlafen."

Da öffnete sich die Tür, die auf die Treppe ging, lautlos von selber.

— „Nein, ich hab mir's anders überlegt, ich gehe nicht schlafen, — ich gehe in die Tulpe."

„Die ist ja schon zu," erwiderte die Stimme.

— „Na also, gut, da wir nun einmal zu zweien sind, wie immer: — ich gehe schlafen."

Cyprian zog sich in eine Ecke des Divans zurück — schmollend. Da hörte er auf einmal ganz deutlich atmen.

— Herrgott, das ist doch nicht mein Atemzug!? Was für eine infame Gespensterwirtschaft! Also in Gottes Namen, so trink' und rauch' ich bis zum hellen Tage!

Er besichtigte die Fürstengallerie und stopfte den Zaren. Der liebe Zar, der zog sehr gut. Er öffnete den Schrank wieder, nahm einen Krug mit Bier heraus und trank das Bier aus einem Henkeltopf, den er auf gut Glück vom Kamin nahm.

„Danke," sagte der Henkeltopf.

„Lass das bis nachher, mein Sohn, jetzt möchte ich trinken," bemerkte Herr Barballe.

„Aber Du hast mich ja vom Zauber befreit, Du! Oh, danke! danke! danke!"

Und Cyprian sah einen kleinen, runden Mann, feist, mit einem kleinen Schopf von weissen Haaren auf dem Kopf, um den Bauch eine dreifarbige Schärpe — der ihm herzlich die Hand drückte: „Danke, Cyprian, danke!"

— „Sapperlot! Aber werden Sie mir vielleicht erklären . . .?"

— „Nein, durchaus nicht."

— „Setzen Sie sich!"

— „Dass ich auch nur eine Minute noch in dieser Baracke bleibe! Nee! Auf Wiedersehen, mein Herr!"

„Ach, Du wirst schon bleiben, Freundchen", rief Cyprian und wollte den Knirps bei seinem Haarschopf fassen; da duckte sich der, um ihm zu entwischen, Cyprian liess seine Faust auf den Kopf des Knirpses fallen, und — gucke da: auf dem Tisch lag ein zerbrochener Henkelkrug, sonst radikal nichts. Aber, während Cyprian vor blödem Erstaunen auf die Scherben glotzte, klang's von hinten aus dem Garten her: „Oh danke, danke, Cyprian, oh danke, danke, danke!"

„Ach, ich war so ruhig im Profitablen Sterben", seufzte der glückliche Erbneffe.

„Sei gescheidt und bleib da," sagte die Stimme.

— „Hundert pro Monat war allerdings dürftig."

„Na, und ob!" bekräftigte die Stimme.

— „Hören Sie mal, meine verehrteste Stimme, wollen Sie ein Glas Bier haben?"

— „Fassen Sie es nicht als Weigerung auf, aber ich kann es nicht vor Erfüllung einer kleinen Formalität."

— „Na, und?"

— „Nimm von dem Eckgestelle rechts bei den Pfeifen die grosse chinesische Porzellanfigur, diesen glitzerblitzer-weissen ekligen Ölgötzen, ja, den da, wo Du bist, und zerbrich ihn."

„Zerbrich sie nicht, die schöne Figur," rief eine tiefe Stimme.

— „Höre nicht auf diesen Schurken, dieses Monstrum, diesen Hanswursten!"

— „Höre nicht auf diese gewissenlose Stimme, die Dich nur versuchen will!"

— „Höre nicht auf dieses plumpe Wesen, das Dich nun bald zwei Stunden zum Narren hat!"

— „Ah, ah, Du wirst doch nicht behaupten, dass das meine Stimme ist?"

Cyprian kannte sich nicht mehr aus. Er fragte höflich, aber bestimmt:

„Wo bist Du, Bass?"

— „Hier, bei der Uhr."

— „Und Du, sanfter Sopran, sein Widersacher?"

— „Ihm gegenüber, in dem kleinen Senftöpfchen aus Caux."

Cyprian erhob sich, suchte die beiden Gegenstände und setzte sie neben einander auf den Tisch; dann stopfte er seinen Zaren und suchte auf dem Schranke drei Pinten, recht einfache, die nicht das Aussehen sprechender Pinten hatten, drehte sie vorsichtig nach allen Seiten um, und dann, als er nahezu sicher war, dass es nur einfache Töpferware sei, füllte er sie, setzte eine vor den Senftopf, die andere vor den Oelgötzen, nahm seine am Henkel und sagte: „Stossen wir an! Prosit, meine Herrschaften!"

„Anstossen? mit ihm? niemals!" sagte der Senftopf.

„Um so schlimmer: ich trinke!" sagte der Ölgötze.

Er breitete seine Porzellanarme aus, stiess

an, schlürfte ein, leerte die Pinte und setzte sie nieder mit den Worten: „Das ist lange her, dass mir das passiert ist, und Gott weiss, ob ich Durst bekommen habe, wenn ich Deinem Onkel beim Trinken zusah, diesem gottlosen Verbrecher von Onkel."

— „Gottlos? Verbrecher? Schlechterdings albern, ihn so zu nennen; er war nur kein Dummkopf, wie Sie."

Der Ölgötze schüttelte den Kopf und wiegte ihn von links nach rechts. Cyprian hielt die Hand hin, um den Mechanismus zu studieren, aber der Senftopf rief: „Achtung, Du zerbrichst ihn" — und Cyprian zog die Hand zurück.

„So sind die Menschen," sagte Cyprians Pinte, die sprechen konnte, weil sie leer war: „so knechtschaffen wie möglich. Man sagt ihnen, wenn sie Porzellan vor sich haben und wollen es anrühren: Das zerbricht — und flugs ziehen sie aus angeerbtem Respekt vor Tafelgeschirr die Hand zurück. Die werden sobald keine Revolution machen; was, Marianne?"

— „Das versteht sich."

— „Wo ist die Marianne?"

„Such sie, Idiot!" sagte die Pinte.

Cyprian wurde wütend und schleuderte die Pinte gegen die Mauer.

— „Die Erklärung der Menschenrechte ist angetastet! An-ge-tas-tet in ihrer mnemonischen Schüssel von Rouen! Maccaroni, wer will Maccaroni, kleine Maccaroni, wer will Maccaroni, roni, roni, wer will Maccaroni!!"

— „Ja Donnerwetter, bin ich denn in einem Narrenhause hier?"

„Hier, hier, hier, Sie Träumer," sagte der Senftopf aus Caux, „sind Sie in Ihrem Hause, dem Palazzo van Turlure, dessen testamentarischer Erbe Sie sind. Ausserdem beachten Sie gefälligst, dass Sie mir auf die Nase rauchen und mir den Senf steigen machen, so dass, wenn ich nicht so gut erzogen wäre, ich Ihnen meinen Löffel an die Backe werfen würde. Sie sind ein widerwärtiger Patron, dass Sie nicht wissen, wem Sie da ins Gesicht paffen."

Cyprian näherte sich dem Senftopf etwas und begann ihn gewissenhaft einzuräuchern.

„Ah! So!? Ha! Das macht Dir Zerstreuung? Du langweilst Dich, Du ödest Dich hier, Du stirbst vor Angst, und um das zu vergessen, qualmst Du mich so an? Pfui! Aex!"

Cyprian nahm den Senftopf und schloss ihn in den Schrank.

„Bravo!“ sagte der Ölgötze.

Cyprian nahm den Chinesen und schloss ihn auch in den Schrank.

„Jetzt,“ sagte er, „werde ich ja wohl Ruhe haben!“

Der Zar, obgleich er aus ganz deutschem Porzellan und überdies in Deutschland fabriziert war, betrug sich sehr manierlich. Das Tulpenbier, trotz seines ausgesprochenen Geschmacks nach Gerste, liess sich trinken. Cyprian glaubte, dass ein fünftes Glas Schiedam-Curaçao seiner Träumerei den nötigen Antrieb geben, noch ein Topf Bier von der Tulpe dagegen Ruhe und Sanftheit in sein Gemüt träufeln würde. Der Selbstherrscher aller Reussen aber war dazu da, die endlosen Binden der Phantasie aufwickeln zu helfen.

Cyprian versenkte sich in sein Inneres und tauchte mit dem Entschluss wieder empor, eine Rundreise unter dem Porzellangeschirr zu machen, um zu ergründen, was sie alles in ihren Bäuchen hätten. Da war es ihm, als würde im Innern des Schrankes eine Diskussion geführt, aber er wollte dem

kein Gehör schenken, und um der Stimme und allen andern Stimmen, die sich möglicherweise noch in den Krügen finden könnten, seine Gleichgültigkeit zu zeigen, nahm er eine von ihm bereits gelesene Zeitung aus der Tasche, eine wohlangesehene Zeitung, und begann in ihr zu lesen: aber nicht lange. Vielleicht verletzte sie seine Ueberzeugungen, vielleicht auch deckte sie sich zu sehr mit ihnen: oder der Leitartikel war von Herrn von Vogüé, oder Herr Alexander Hepp schwang allzu wilde Worte — kurz, er begann aus dem Papier kleine Dreiecke zu reissen, die unter seinen raschen Fingern zu Kugeln wurden, und fing an, die Wand damit ein bischen zu bombardieren. Waren ein paar dazu ausgestossene Invektiven, ein paar bissige Bosheiten daran schuld — oder hatte er die Macht, seine Metaphern zu verwirklichen: Tatsache war, dass ein Steinguthahn plötzlich seinen Schnabel aufriss und kikeriki schrie. Cyprian wunderte sich nicht weiter darüber, sondern schloss einfach, dass nun der Morgen für die Porzellansachen angebrochen sei. Und er hoffte, dass nun alle aufstehen und an ihr Tagewerk gehen würden. Aber nichts dergleichen ge-

schah. Nach einer genau gezielten zweiten Kugel machte sich der Hahn daran, ein zweites kleines grelles Kikeriki loszulassen, aber ohne viel Erfolg, denn es blieb halb in der Steingutkehle stecken. Und nun schämte sich Cyprian, dem das etwas lächerlich vorkam, nicht, dem armen Tiere das Epitheton Trauerhahn zu verleihen, mit völliger Missachtung des Umstandes, dass das ja gar kein gewöhnlicher Hahn, sondern ein kunstgewerblicher Gegenstand war, was schon seine graue Farbe bewies, sowie die abnormen Dimensionen der mittleren Kralle und das Vorhandensein von farbigen Perlen auf seinem Rücken. Und er ging noch weiter: er nahm einen Sou aus dem Portemonnaie und warf ihn dem unnatürlichen schlechten Musikanten an den Kopf. „Klack, ins Auge!" rief Cyprian, den Wurf beobachtend, mit Selbstbewusstsein, aber schon kam das Bedauern, denn der Hahn zersprang und ging in Scherben. Aber, famos: es rollten Goldstücke heraus.

„Alle Wetter, endlich was reelles!" rief Cyprian.

„Aber wieso denn?" erwiderte die Stimme.

„Hoho!" lachte Cyprian und trällerte:

„Die güldenen Denare,
Die sind allein das Wahre.
Für Gold kann man sich kaufen
Hähne, Hähne, Hä-hä-hähne
Einen ganzen Haufen.“

Und, immer trällernd, raffte Cyprian die heruntergefallenen Geldstücke auf und nahm die Trümmer des Hahns in beide Hände. Da waren noch sehr schöne Gold- und Silbermünzen drin, auch Sous und Centimes, und Cyprian begriff bald, dass der Hahn eine Sparbüchse gewesen war. Aber der Mechanismus! Was hatte das Tier im Bauch?! Und voller Eifer betrachtete Cyprian die einzelnen Scherben, die einen Hahn bildeten, wenn man versuchte, sie zusammenzusetzen. Und in seinem Eifer bemerkte er nicht, dass seine Pfeife etwas nachlässig auf den Tischrand gestellt war; er stiess daran, der Zar fiel hin und zerbrach.

„Der Zar ist tot, es lebe der Zar!“ rief Cyprian. Nur eine Minute, und Felix Faure war gestopft und angesteckt. Dann zählte Cyprian seine Münzen zusammen — es waren gut für einige hundert Franken.

„Hm, wenn ich auch die andern Bäuche durchforschte? Nein, nicht gleich, das wäre

unzart; rauchen wir! Mein Onkel war doch wirklich ein allerliebster Mann! Onkel, Sie würden nicht übel tun, wenn Sie die Stimme aus den Krügen sind, ein Glas Bier mit Ihrem Neffen zu trinken."

„Kleiner Dämelak," erwiderte die Stimme, „wenn Dein Onkel jemals die geringste Lust gehabt hätte, ein Glas Bier mit Dir zu zu trinken, hätte er Dich wohl früher in sein Haus kommen lassen. Du tätest wahrlich besser, sein Andenken zu ehren, indem Du ihn nicht weiterhin in seinem Paradies ärgerst, wo sein Glück dadurch getrübt wird, dass er sehen muss, wie er zum Neffen einen Menschen hat, der alles in Stücke schlägt. Man sieht wohl, dass Dir nicht immer alles zur Verfügung gestanden hat; das merkt man an Deinen Manieren und an dieser falstaffhaften Vertilgung von Trinkwaren."

— „Also mein Onkel sind Sie nicht, allerliebste Stimme?"

Ein Geräusch wurde hörbar, aus dem in gewissen Zwischenräumen immer wieder das Wort Schafskopf herausklang.

— „Steingut, ärgere Dich nicht! Ärgere Dich nicht, chinesisches Gefäss, Krug oder

Konfektschale; ich hielt Dich bloss für meinen verehrten Onkel. Aber Du Onkel, willst Du mir nicht endlich zu wissen tun, wonach ich mich hier zu richten habe in diesem Spuk- und Rauchzimmer?"

— „Der Brief, der Brief, halt Dich nur an den Brief!"

Der Brief? sagte sich Cyprian; was denn? Ich habe doch nach dem Ritual getrunken und geraucht? So, und jetzt lege ich mich auch noch vorschriftsmässig aufs Kanapee schlafen. Der Brief schreibt nichts wegen des Lichts vor, das ich also einfach ein klein wenig niederschrauben werde. Und dann will ich doch sehen, ob ein Pariser nicht auch zwischen irdener Ware schlafen kann, wie ein Murmeltier. Und er summte vor sich hin:

„Schlaf wohl, Marie,
Schlaf wohl, und zieh
Dein rundes Knie
Bis zu den Hemigloben
Dort oben."

Er aber zog seine Stiefeletten aus, legte seine Jacke ab und streckte sich angekleidet hin.

„Gutenacht, Porzellanbande!" gähnte er.

„Gutenacht, gutenacht!" kicherte es.

Er versuchte zu schlafen, aber ein dumpfes Geräusch, wie wenn irgendwo irgendwas angenagt würde, störte ihn. „Ratten!“ sagte er, „dem muss abgeholfen werden; das macht einen sonst nervöser, als Gewissensbisse.“

Cyprian erhob sich, machte die Runde durchs Zimmer, lauschte an den Türen, den Kragsteinen; da merkte er, dass es aus der Tiefe des Buffets kam. Er öffnete es rasch, um zu hören:

„Wenn Sie ein höflicher Mann wären, obgleich Sie nur von Steingut sind, so würden Sie Mittel und Wege finden, sich ein bisschen zu verziehen: weg von mir, wissen Sie; Sie belästigen mich. — Herr Barballe, ich rufe Sie zum Richter an; kann ich hier irgend etwas tun? Helfen Sie mir und schaffen Sie mich, einerlei wohin, von dieser Person fort. Die Etagere ist so versperrt, und dieser Senftopf langweilt mich bis zum Selbstmord.“

„Lächerliches Einohr!“ schrie der Senftopf.

— „Jetzt fangt ihr aber beide an, mir langweilig zu werden. Her mit euch!“

Cyprian ergriff den chinesischen Oelgötzen und setzte ihn auf den Tisch neben die Lampe und holte dann den Senftopf hervor.

„Einen Augenblick noch: ich hätte jetzt gern eine kleinere Pfeife," sagte er; „will mal sehen, ob eine da ist".

Es war eine da: der König der Spanier. Er nahm ihn und murmelte: „Natürlich wird er krachen und stinken, denn er ist ein Spanier."

Dann, mit höflicher Verbeugung: „Ich frage Sie, Herr Oelgötze: haben Ew. Hochehrwürden Durst?"

— „Nein, danke."

— „Trotzdem bin ich so frei, mir ein Glas Bier anzubieten. Nun, Porzellangötze, schwatz Dich gesund! Wer bist Du?"

— „Ich bin Martin Durand."

— „Und Du, Senftopf?"

— „Ich bin Alcyoné, Madame Alcyon-Martin de Perruches-le-Roi . . ."

„Komödiantin!" grinste der Götze: „während zehn Jahren bist Du's zufrieden gewesen, wenn Mme. Paillard, die berühmte Näherin aus der Rue des Abesses, Dir ihre Rechnungen brachte, auf denen oben zu lesen war: Debet Herr Martin Durand. Und Du hast die Zunge nicht runtergeschluckt, als der Bürgermeister Dich fragte: Wollen Sie Herrn Martin Durand heiraten? Aber ich, verstehen Sie, ich, ich hatte für meine Per-

son gute Lust, als er mir die entsprechende Frage stellte, ihm zu sagen: Ja wohl, aber nicht etwa aus Interesse, denn die Mitgift ist nicht gerade üppig."

— „Grober Tölpel!"

— „Ja, wirklich, ganz und gar nicht üppig, denn woraus bestand sie? Aus Ihren persönlichen Vorzügen, Madame, Ihrem bisschen Schönheit, einem korrekten Vortrag der „Klosterglocken" und des Lieds des Fortunio, das Sie manches liebe Mal nach meinen Ideen transponiert haben. Kurz: Sie sind Madame Durand, und damit basta!"

— „Ich bin Alcyonée, Porzellanaffe, dieselbe Alcyonée, die nur ein verächtliches Kopfschütteln für Ihr Mattenwaren-Magazin hatte, wo Sie wollten, dass ich an der Kasse sässe; ja, das wollten Sie, Sie ehrenwerter, vortrefflicher Herr, der mit dem Staub seiner Strohpantoffeln handelte. Strohpantoffeln seiner Fabrikation, puh. Ahhh, Sie haben meine ewige Seele fesseln wollen, mein Genie einpacken, mich, das Wesen von Welt, mich, das Gefäss poetischen Genies, mich haben Sie sich erdreistet, wie eine Nippfigur aus dem Glasschrank, wie ein Luxusnichtschen zu behandeln! Aber

ich habe Sie als Luft betrachtet, mein Herr, und ich habe den charmanten Herrn van Turlure getroffen, der mich im Sturm eroberte, den ich anbetete, den . . ."

— „Und dieser selbe charmante Herr van Turlure, hehe, hat Sie in einen Senftopf gesperrt, als Sie ihn eines Tages wieder zum tausendsten Male mit den schönsten Stellen Ihrer Punkte und Kommas öden wollten."

— „Das war nur ein Zornanfall, den er sicherlich bald einmal wieder gut gemacht hätte. Ach, er hatte früher so oft und mit soviel Vergnügen meinem Vortrage gelauscht! Ich sehe ihn noch vor mir während dieser Rezitationen, die er oft direkt wünschte, wie er in seinem grossen Schaukelstuhl lag, die Mütze über die Augen gezogen; sogar zu rauchen hat er aufgehört, um besser zuzuhören, und wenn ich fertig war, dann lag auf seinem Antlitz die Heiterkeit der Ruhe."

— „Jawohl, weil er schlief."

„Nein, er schlief nicht! Und dass er damals in Zorn geriet, das kam daher, weil ich nicht genug Geschmack an der Melodie seines Satzbaus in der Vorrede zu seiner Abhandlung über das Aufflaschenziehn der Biere fand, einer Abhandlung, die heute

nicht mehr aufzufinden ist, wie ich nebenbei bemerke."

„Gut", sagte Herr Martin Durand, „schwatz nur zu! Jedenfalls hat er Dich so an die 20 Jährchen in Steingut gelassen, weil er keine Lust hatte, Dich wiederzusehen."

„Oh, er hat sicherlich nur die Zauberformel vergessen. Die Liebe, die er für mich empfand, hatte tabula rasa in seinem Gedächtnis gemacht, oder vielleicht fürchtete er auch, nachdem nun einmal die langen Wochen seines Zornes vorüber waren — denn er war sehr nachtragend und grollte lange, der liebe Mann — mich nicht mehr so schön und frisch wie ehemals zu finden. Vielleicht fürchtete er auch meinen Zorn. Denn daran darf nicht gezweifelt werden: Ich hätte ihm die Augen ausgekratzt. Aber nur, um nachher meine verbrecherische Torheit zu beweinen und ihn zu pflegen! Und: wie ich ihn gepflegt hätte! —"

„Hehe, geschnaubt hat er vor Zorn" konstatierte Martin Durand . . .

„Schon gut," schnitt Cyprian ihm die Rede ab, „aber mir ist etwas unklar. Wenn ich mir auch wohl erklären kann, wie Madame Durand zu Steingut wurde, so verstehe ich

doch nicht, warum Sie ins Porzellan gekommen sind, Herr Martin Durand.“

— „Ein Irrtum, mein Herr, nichts als ein beklagenswerter Irrtum. Meine Geschäfte waren gut vorwärts gegangen; ich hätte meinen Laden verkaufen können; da wollte ich dem liebenswürdigen Herrn van Turlure danken, der mich von Eulalia, so heisst Mme. Alcyonée nämlich in Wahrheit, befreit hatte. Also, ich trete in seinen Laden; da murmelt er, kaum, dass ich ihm meinen Namen und Stand mitgeteilt habe, unverständliche Worte, und ich fühle, wie ich ganz kalt und hart werde: — ich war geworden, was Sie sehen.“

„Sollte es das sein, was mein Gewissen angeht?“ rief Barballe aus und nahm eine ernste Miene an.

„Lass ihn, wie er ist,“ schrie Alcyonée, „und befreie mich; ich werde Dir dafür die Verse rezitieren, die ich in meinem Senftopf konzipiert habe, und dann werde ich mich unverzüglich im Grabe mit Herrn van Turlure vereinigen, den ich noch immer liebe“.

— „Schön, Kinder, sehr schön, nur habe ich gar keine Lust, euch weiterhin bei mir zu

sehen; ihr seid mir ein bisschen zu schwatzhaft."

Cyprian nahm die beiden Gegenstände, öffnete die Gartentür und warf die beiden, den Ölgötzen sowohl wie den Senftopf, in den Ziehbrunnen.

— „Nun werde ich wohl Ruhe haben, denn mein Gewissen ist beruhigt."

Nach einer Pause: „Ein Glas Bier, Onkel?"

— „Danke! Aber gut angefangen hast Du, das muss ich sagen."

Cyprians Haare sträubten sich: sein Onkel stand vor ihm.

— „Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie?"

— „Dir Glück wünschen. Aber die Aufgabe hat erst begonnen."

— „Ach, bitte, antworten Sie mir doch: Sind Sie lebendig oder tot?"

— „Betrachte mich nur ordentlich!"

— „Ich betrachte Sie unausgesetzt. Es ist beinahe unschicklich."

— „Und Du siehst nichts auffälliges? Wenn nichts an mir fehlt, so berühre mich um Gotteswillen nicht; Du würdest mich sonst sofort in Rauch aufgehen sehen. Hörst Du? Aber sieh mich ja ganz genau an."

Cyprian hob und senkte die Lampe.

— „Sie! Onkel! Was haben Sie denn mit Ihrem linken Fuss gemacht?"

— „Wenn Du in Dingen von Wichtigkeit etwas gebildeter und nicht bloss so ein Dichter wärst mit der Nase im Himmelblau, und wenn Du Dich mit ernsten Fragen beschäftigtest, so würdest Du wissen, dass allen Erscheinungen immer etwas fehlt."

— „Also sind Sie . . . verstorben?"

— „Beruhige Dich; das Haus ist Dein und bleibt Dein."

— „Das wollte ich damit nicht sagen, Onkel. Wirklich nicht! Aber Sie könnten mir einige vertrauliche Winke geben . . . Ja, zum Kuckuck, wo ist er denn?"

„Hör auf Dein Gewissen!" rief ihm eine verschwebende Stimme zu.

— „Mein Gewissen? Was hat mein Gewissen mit all dem Tohuwabohu dieses unglaublichen Onkels zu tun!? Eine nette Aufgabe, ein wohlkonstruiertes Gewissen im Hinblick auf Porzellan auszuhorchen. Was tun, Herrgott! Was soll ich mit diesen teuflischen Fayencen machen!"

Eine Pause: „Halt, ich mache alles auf gut Glück kaput; wenn's dem Onkel nicht

passt, wird er sich schon wieder einstellen, um zu retten, was zu retten ist."

Er zerbrach ein oder zwei Stücke — sie gingen in Scherben wie gewöhnliche Fayencen. Das Wunderbare lässt nach, dachte er. Dann nahm er einen festen Krug und stellte ihn auf den Tisch: — „Hm. Nettes Stück, schöne Farbe, gute Form; ob was drin ist?"

Ja: eine Rolle. Er öffnete sie und fand die Worte: Für meinen Spitzbuben von Neffen. Aber er fand mehr: ein dickes englisches Wertpapier. Holla! dachte sich Cyprian: es lohnt, ein Inventar aufzunehmen! Und er vertiefte sich in die Interieurs der irdenen Ware. Da gab es Sparbüchsen mit Gulden gefüllt und andre voll Zwanzig-Centimesstücken, die sorgfältig in Rollen gefasst waren. Er schlug alles kurz und klein und notierte die Resultate. Zuletzt entdeckte er hinter einem Henkelkrug, wo er gerade eine gedruckte Adresse: van Spetekerke, Antiquar, Tabakexport, Hooghstraat, Borensburg, gefunden hatte, eine kleine Statuette, die sehr hübsch im Ton und überhaupt was feines war. Die unschuldigen Augen und das Flachshaar der kleinen Person, das war alles so rein

und fein und nett und lieb, dass er gleich ganz Bewunderung wurde. Oh, die kleine, hübsche Puppe! —: „Kannst Du sprechen?"

„Ja, mein Herr," antwortete die Puppe.

„Und wer bist Du?"

— „Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Herr!"

— „Und wenn ich Dich zerbräche, um nachzusehen?"

— „Zerbrechen Sie mich, wenn Sie wollen, mein Herr, aber ich kann nichts sagen."

— „Ach! Was soll ich da machen. Aber, Du kleines eigensinniges Dingschen, Du beschränktes Figürchen, Du, sei nur ganz ruhig, ich will Dir nichts tun."

— „Ich kann wirklich nichts sagen, mein Herr," beharrte die Puppe.

— „Ich müsste Dich für Deinen Eigensinn eigentlich zerbrechen, Fräulein Puppe, aber Du bist zu hübsch. Sie, Onkel: hat mein Gewissen gut gehandelt, indem es diesen Gegenstand nicht gleichfalls kaputt machte?"

Keine Antwort.

— „Na, dann nicht! Versuchen wir zu schlafen! Vielleicht träumt mir mein Gewissen was Gewisses vor."

Und während des Schlafs sah Cyprian

mit den Augen des Traums Herrn Jakob van Turlure, wie er dicht bei seinem Bett sass und eine lange Pfeife mit weissem, potentatenlosem Kopfe rauchte. Mit dumpf sich überstürzenden Traumreden beschwor er den Onkel, ihm einige Enthüllungen und Fingerzeige und Winke, einen Ausgangspunkt zu geben.

Das flachshaarige Püppchen mit den blauen blanken Augen betrachtete den Träumenden ironisch und platzte vor Lachen heraus.

— „Was?" sprach Cyprian im Traume: „Du willst Dich also auch noch mausig machen, Du Puppe, Du? Na wart, Schatz, Du bist nicht die Einzige Deiner Art, ich werde Dir Bescheidenheit beibringen, indem ich andre schönere Figürchen neben Dich setze. Dir soll es vergehen, mit mir zu spielen . . ."

*

Als der Morgen kam und seine Lichtkronen über den Garten schlang, stand Cyprian mit einem bösen Kopfweh auf. Die Porzellantrümmer lagen zerstreut auf der Erde um ihn herum.

— Was, zum Teufel, ist denn das für ein Töpfermarkt? . . . Ah . . . ja . . .: richtig! — Es fielen ihm die Resultate ein, und

er ging zur Schublade, wo er die Säulchen von Goldstücken, Banknoten, 20 - Ctms.-Stücken und das Rentenpapier aufgestapelt hatte: Na? Nichts?

— Nichts!

„Da haben wir's," sagte er zu sich, „der Reichtum bekommt meinem Gewissen nicht: er macht mich gründlich gewissenlos. Ich habe alles zerbrochen. O Blödsinn! Wahnwitz! O Gewissenlosigkeit! Wenn nur wenigstens das flachsblonde Püppchen noch da ist!"

Da, war es ein Sonnenstrahl, der sich amüsierte, war's noch ein Phantom — es schien Cyprian, als ob das Figürchen lachte. Er stürzte darauf zu —: „Gott, wie dumm bin ich! Ein Glanzlicht auf dem Email. Aber die Statuette ist hübsch; ich werde ihr einen guten Platz auf der Etagere geben."

*

Er ergriff den kleinen Nasen-König von Spanien, stopfte ihn und ging hinaus, nach dem Hotel zur Tulpe, um sich von seinen aufregenden Empfindungen durch ein gutes Frühstück zu erholen. Dort setzte er sich und griff mit der Hand mechanisch nach dem Journal, ohne zu bedenken, dass es ein hol-

ländisches war, worüber er von neuem mit der Bemerkung quittierte: „Was für ein Schafskopf ich bin!"

„Mein Herr," sagte eine Stimme neben ihm; „wie haben Sie geschlafen? Wenn Sie das Journal nicht lesen, so geben Sie es mir bitte für einen Augenblick."

Es war Herr van Spetekerke in eigener Person.

Aber er las das Organ der holländischen öffentlichen Meinung nicht, sondern wandte sich lächelnd zu seinem Nachbar:

„Ja ja, Herr Barballe, ich bin hier geblieben; ich habe auch hier geschlafen diese Nacht. Und ich habe auch Ihren Onkel gesehen."

— „Was? Ein Rendezvous mit meinem seligen Onkel?"

— „Mit Ihrem Onkel! Er ist gekommen, seine Pfeife am Fusse meines Bettes zu rauchen."

— „Bitte recht sehr, Herr van Spetekerke, das war am Fusse meines Bettes!"

— „Wie? Er hat Ihnen diese grosse Gunst erwiesen?"

— D. h. ich glaube, ich habe geträumt und Sie auch!"

— „Oh nein, mein Herr, das war vielmehr einer der häufigen Fälle von doppelter Rëincarantion. Machen Sie nur nicht so dicke Augen und halten Sie mich bitte nicht für einen simpeln Kaufmann. Bitte, ich bin Kommandeur der Rosenkreuzer, und Ihr Onkel, der Tempelherr war, hielt was auf mich."

Wenn Barballe kein logisch und kühl denkender Mensch gewesen wäre: sein Verstandskasten hätte geschwankt; er hätte vielleicht wirklich rosenkreuzerische Anwandlungen erfahren; aber so, als Mann des bald zwanzigsten Jahrhunderts, erinnerte er sich der verschwundenen Geldrollen und schaute Herrn van Spetekerke voll mitfühlender Sanftmut an.

Der aber fuhr in einem etwas weniger hohlrollenden Tone fort: „Lassen Sie sich jedoch ja nicht durch die Ehren, mit denen Sie mich jetzt bekleidet wissen, hindern, mich auch wieder als Kaufmann anzusehen, Herr Barballe, wenn Sie das Vertrauen, das Ihr Onkel mir bewiesen hat, auf mich übertragen wollen, soweit ich Ihnen als Zigarrenhändler oder Antiquar, Spezialität Faiencen, sympathisch bin."

Faiencen. Das Wort schlug ein.

„Warten Sie, warten Sie!“ rief Barballe und lief wie ein Besessener nach seinem Hause. Er sah hier seine Dienerin auf ihren Besen gestützt, wie sie mit strenger, ernster Miene, eine wahre Sibylle der Ordnungsliebe, die Porzellantrümmer betrachtete. Aber ohne auf diesen Ausdruck richterlichen Unwillens zu achten, ohne ein Gefühl für diese tadelnden Blicke, die abwechselnd Barballe und die Flüssigkeitsgemässe auf dem Tische streiften, ergriff er die Statuette, steckte sie in die Tasche, und in drei Sätzen war er wieder in der Tulpe.

— „Herr van Spetekerke, was ist das hier? Können Sie mir eine andere genau gleiche verschaffen, oder mehrere andere?“

„Ich habe eine,“ sagte Herr van Spetekerke mit scheinbar unangebrachter Feierlichkeit.

— „Wollen Sie sie mir schicken? Wieviel kostet sie!“

„Na, na,“ murmelte Herr van Spetekerke, „ich habe eigentlich nicht gerade Lust, mich davon zu trennen.“

— „Oh, aber ich bitte Sie darum.“

— „Das ist für mich noch kein Grund.“

— „Ich werde sie Ihnen gut bezahlen.“

Da bekam Herr van Spetekerke einen sonderbaren Anfall. Erst war es ein Glucksen, dann eine Folge von juppenden Schluckern; schliesslich begann er vor Lachen zu weinen. Der Inhalt seiner Tasse mit Milchkaffee, die er zwischen den Fingern hielt, schwappte über, und ein grosser Teil floss in die Weste.

„Oh, wie schade," sagte mit dem grössten Ernste Cyprian.

Herr van Spetekerke aber, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, erhob seine Stimme und sprach: „Ich werde nachher mit dem Zollschiff abreisen, dann mit einem grossen Dampfer fahren, dann eine kleine Eisenbahn und ein anderes Schiff benutzen — und dann werde ich in der Stadt Borensburg ankommen, wo ich mit meinem Laden, der der schönste und besuchteste der Stadt ist, vorteilhaft bekannt bin. Machen Sie mir das Vergnügen, mit mir zu reisen! Sie sehen mir ganz darnach aus, als ob Sie eine schlechte Nacht verbracht hätten und einer kleinen Nervenaufbügelung bedürften. Nun, das kann weiter nicht überraschen bei dem Klimawechsel. Also, nicht wahr, Sie werden zu mir kommen, wie Ihr Onkel, werden eine Flasche guten Burgunder trinken, wie Ihr Onkel, und wie Ihr

Onkel werden Sie meine Kunstgegenstände betrachten. Vielleicht ist einer dazwischen, der Ihnen gefällt; ich würde ihn Ihnen sehr gut verpackt schicken; die Verpackung meines Hauses schlägt jede Konkurrenz."

— „Nun gut, ich bin bereit."

— „So machen Sie sich denn fertig: wir haben drei Kilometer im Wagen zu fahren, und das Schiff geht in anderthalb Stunden."

— „Dann haben wir also sechsmal Zeit."

— „In Paris vielleicht; hier geht's schon ein bisschen langsamer."

— „Dann laufen die Pferde bei Ihnen nicht."

— „Oh doch; aber, wie gesagt, ein bisschen langsamer."

— „Ich will mich nur umziehen und etwas stadtfähig machen."

— „Das ist nicht der Mühe wert; reisen wir ab!"

*

Das dicke Pferd, das einen kleinen zweirädrigen Wagen zog, vertiefte sich beschaulich in die gelben Sandwindungen des Weges und hob mit philosophischer Gelassenheit Bein für Bein, gleichsam auf der Stelle tretend und offenbar nur sehr ungern einem

Ziele zustrebend, das ihm wenig Reize zu bieten schien. Aber man kam dennoch vorwärts. (Falls nicht, wie Herr Barballe anmerkte, die Landschaft so liebenswürdig war, der Karrete entgegenzukommen.) Item: es erschienen Mühlen, Wiesen, kleine Bauernhöfe, Häuschen, und vor jedem stand ein biederer Mann, der seine Pfeife rauchte und seine Mütze abnahm, indem er Guten Tag, Herr van Spetekerke, sagte. Herr van Spetekerke aber sprach zu seinem Begleiter also:

„Herr Barballe, glauben Sie an die göttliche Vorsicht?"

— „Nicht, dass ich wüsste!"

— „Tun Sie es doch, bitte, ja!"

„Ich finde, dass Vorsicht Faiencen gegenüber entschieden angebracht ist," scherzte der Landsmann Voltaires.

— „Faiencen? Welch ein Gedankensprung! Aber gewisslich gibt es auch eine Vorsehung speziell für Faiencen, wie für Porzellan, wie für alles; es gibt unendlich viel Vorsehungen, die übrigens alle nur die Wiederspiegelungen der weisen Seelen vergangener Zeiten sind. Es gibt viel mehr Vorsehungen, als man glaubt."

„Ach nein?" — sagte Barballe.

— „Sie glauben nicht, Herr Barballe, wie Ihr Onkel beredt war, wenn er von der Vorsehung sprach: das war das A und O all seiner Sorgen. Er beschäftigte sich auch nur deshalb nicht viel mit Ihnen, weil er sich auf Ihre eigene Vorsehung verliess. Das hielt ihn jedoch durchaus nicht ab, Sie sehr zu lieben."

— „Na, davon habe ich in meiner Jugend nicht gerade viel bemerkt."

— „Aber jetzt."

— „Nun ja, jetzt hat er wohl an mich gedacht, wie's scheint, aber immerhin hat er doch der Vorsehung von Mme. Barbe van Turlure mehr Vergnügen bereitet, als der meinigen."

„Glauben Sie mir", sagte Herr van Spetekerke, „Sie haben das bessre Teil."

— „Oh, ich bin damit zufrieden, das Haus ist solide."

— „Sehr richtig, Herr Barballe."

— „Aber ich glaube, dass ich mit meinen Renten ein bischen knapp sein werde."

— „Wer weiss, Herr Barballe."

So plauderten sie gemütlich miteinander, fuhren an kleinen Silberweiden entlang und kreuzten enorme weiss und rot bemalte Kremser.

— „Sie würden gern im Lande bleiben, Herr Barballe?

— „Oh ja."

— „Sie haben Recht, Sie tun mir wohl mit diesem Wort."

— „Und warum? Herr van Spetekerke?"

— „Nun, ich freue mich, dass ein Sammler von altem Steingut, wie Sie es zweifellos sein werden, sich hier festsetzt. Bloss um eine andre unglückliche kleine Statuette mitzunehmen, laufen Sie Gefahr, die eine zu zerbrechen, die Sie mit sich führen. Das ist ein schönes Symptom von Mut und Leidenschaft. Denn Sie wissen so gut wie ich, dass Faiencen oder Porzellane nicht so ungestraft reisen können. Ihr Onkel hat darüber klassische Beobachtungen gemacht und z. B. das kümmerliche Aussehen der Japaner und Chinesen auf Poterien des äussersten Orientes mit Seekrankheit erklärt."

— „Das ist doch wohl etwas kühn."

— „Kühn oder nicht: es ist wahr!"

Barballe begann zu träumen, und Herr van Spetekerke respektierte seine Träumerei.

Sie kamen in Borensburg an. Van Spetekerke trat in sein Magazin ein, zog Barballe in ein Empfangszimmer, liess ihn Platz nehmen

und läutete. Eine Dienerin erschien. „Pomard!“ sagte van Spetekerke gebieterisch, und der Pomard kam in Begleitung zweier Gläser. Herr van Spetekerke wurde feierlich und erhob die Stimme, indem er sprach: „Trinken wir zuerst auf die Gesundheit des Herrn van Turlure.“

Herr Barballe fand das sonderbar, kam aber schon nach dem ersten Schlucke von diesem zweifellos nicht in Amsterdam geborenen Weine, der wie ein kriegerischer Prophet von seiner Seele Besitz ergriff, in eine Stimmung, die es ihm unmöglich machte, irgend etwas sonderbar zu finden.

So wunderte er sich auch gar nicht darüber, dass Madame van Spetekerke mit den Worten eintrat: „So sind Sie nun endlich da, Herr Barballe! Wie ungeduldig haben wir Sie erwartet!“

Ein zweites Glas nahm er aber doch nicht, sondern sagte, als der gastfreundliche Antiquar einschänken wollte:

„Nein, danke, Herr van Spetekerke, ich möchte lieber die Statuette sehen.“

— „Richtig: ich dachte nicht mehr daran! Sehen wir zu! Wie ist die Ihrige?“

— „Aber ich habe sie Ihnen vor einem Momente gegeben."

— „Wie? Mir?"

— „Gewiss!"

„Hast Du die kleine Statuette des Herrn Barballe gesehen?" rief der Kaufmann seine Frau an.

— „Sie ist hier im Empfangszimmer."

„Gehen Sie, suchen Sie sie, mein Freund!" sagte Herr van Spetekerke, und Barballe stürzte davon, blieb aber wie erstarrt beim Anblick einer anmutigen jungen Dame stehen, die am Tische des Empfangszimmers, aus dem er soeben herausgekommen war, nähte.

— Mein Gott, dachte er sich, was ist das für eine entzückende Faience!

Aber Herr van Spetekerke, der schon wieder hinter ihm stand, flüsterte ihm mit leiser Stimme zu: „Na, wer hätte geglaubt, dass der alte van Spetekerke so eine hübsche Tochter hätte, wie die da? Annette, ich stelle Dir Herrn Barballe vor, den Neffen des Herrn van Turlure. Geh, meid Kind, wir haben zu sprechen."

— „Schön, Papa."

„Und so wären wir denn so weit!" sagte Herr van Spetekerke.

„Wie weit?“ sagte Barballe.

— „Setzen Sie sich an diesen Tisch, mein Kind, breiten Sie Ihre Finger aus, still, fromm; rufen Sie die Seele Ihres Onkels an! Bist Du da, van Turlure, Jakob van Turlure, glücklicher van Turlure, kannst Du über einige Minuten verfügen? Bist Du da, van Turlure?“

Der Tisch schwankt, klopft: ja.

— „Bist Du mit dem Gang der Dinge zufrieden, van Turlure?“

— „Ja.“

— „Hast Du Deinem Neffen, der hier ist, nichts zu sagen?“

— „Doch.“

— „Was denn? Sprich!“

— „Sprechen Sie, Onkel! Was sagen Sie zu alledem?“

— „Steingut!“

— „Steingut?“ wiederholte Cyprian.

— „Ihr Onkel ist ein Sonderling, aber von den besten Absichten beseelt. Ich kenne sie und weiss, was er will. Das ist es: Steingut heisst:

Wollen Sie Frl. Annette van Spetekerke heiraten und meine Geschäfte übernehmen? Das war nämlich der Wunsch

Ihres Onkels. Wollen Sie ihn nochmal fragen?"

— „Ja. Van Turlure, Onkel! . . . Aber nein doch! Ich habe es gar nicht nötig, ihn darum zu fragen; ich bin majorenn und Herr meiner Handlungen. Und so bitte ich Sie einfach um die Hand von Frl. Annette."

Der Tisch fing an, mit Heftigkeit zu krachen.

— „Was hast Du, van Turlure, aufgeregte Seele? Sprich, alter Freund, was willst Du?"

— „Sage meinem Neffen, er soll zuhören."

— „Gut, ich höre zu, Onkel; was wollen Sie? Sagen Sie!"

— „Steingut! Steingut! Steingut!"

— „Was?"

— „Steingut!"

— „Ja doch: ich weiss schon: Fräulein Annette! Capisco! Sie wollen andeuten, dass ein junges Mädchen zerbrechlich ist und dass ich vorsichtig damit umgehen soll."

Der Tisch bäumte sich auf wie ein gestacheltes Streitross, fuhr mit zwei Füssen Herrn Barballe vor dem Gesicht herum und knackte die Worte hervor:

„Sie sind ein Idiot, ein Rationalist, ein

Pariser, der Sohn Ihres Papas! Sie haben nicht die entfernteste Ahnung von Steingut! Tun Sie mir den Gefallen und denken Sie künftighin so wenig als möglich an mich. Es würde meine Verdauung stören. Und sterben Sie ja nicht zu bald! Ich bin nicht sehr begierig darauf, Sie in der Ewigkeit zu begrüssen!"

„War er immer so grob?" fragte Cyprian.

„Nur manchmal", antwortete der Antiquar und wandte sich an den Tisch:

„Und mir hast Du nichts zu sagen?"

— „Absolut nichts. Störe mich gefälligst nicht weiter."

„Gut," sagte van Spetekerke, „er wird sich schon anders besinnen: heute Abend noch wird er kommen und an meinem Tisch seine Pfeife rauchen. Nun, nach seiner Laune!"

*

Am Abende desselbigen Tages aber sagte Annette zu Herrn Barballe: „Werden Sie mich auch immer ebenso sehr lieben, werden Sie mich immer ebenso hübsch finden, wie da ich in Steingut war?"

— „Sie sind also wirklich in Steingut gewesen?"

— „Wissen Sie es nicht mehr?"

— „So war es kein Traum?"

— „Vielleicht doch!"

— „Kleine, Süsse, Zarte, Zerbrechliche, Geheimnisvolle!"

„Stein - gut!" blies es in den Lampenzylinder, und es wurde angenehm dunkel.

Ehe aber Herr Cyprian Fräulein Annette richtig hatte küssen können, erschien der Kommandant der Rosenkreuzer im Zimmer und rief: „Schluss, Herr Barballe! Das Steingut gehört jetzt in den Schrank und wir vor die Weingläser. Pomard habe ich keinen mehr, aber noch einen Tropfen Clos-Vougeot; der ist ebenso gut."

„Nicht war, van Turlure?" wandte er sich an den sprechenden Tisch.

„Viel zu gut für diesen Pariser!" erwiderte der.

*

*   *

*

II

Der Steckenpferdpastor
oder
Das goldene Zeitalter

Herr van Spetekerke eilte auf seinen Schwiegersohn, Herrn Cyprian Barballe, zu.

Ich sagte: er eilte. Damit habe ich mich einer Übertreibung schuldig gemacht. Nein: er eilte nicht.

Zu eiliger Bewegung sind Korpulenzen von dem Umfange, wie er diesen vortrefflichen Händler mit echten Tabaken und Altertümern auszeichnete, nicht geschaffen. Ein Bauch ist ein Ding, das man mit gelassener Würde vor sich herträgt, zumal, wenn er, wie im Falle des Herrn Spetekerke, das Produkt einer konsequent und rationell durchgeführten Mehlspeisediät und der Lohn für das treue Ausharren bei jenen alten, guten und gediegenen Geschäftsprinzipien ist, die eine Erweiterung des Kundenkreises immer erst dann gestatten, wenn das ganze, probate und gründliche System von Erkundigungen erschöpft er-

scheint, das dem sehr löblichen Zweck dient, in diesen respektablen Kreis auch nicht den Schatten einer Zahlungsunfähigkeit fallen zu lassen.

Herr Barballe seinerseits, obwohl er zwar nicht mit Leibesfülle ausgestattet war, nahm dennoch eine gleichfalls ruhevolle Lage ein. Er bediente sich zu diesem Zwecke eines Schaukelstuhls, den er in behaglicher Horizontale ausfüllte. So bildete er auf eine anmutige Manier den lebendigen Abschluss eines Rasenbeetes, an dessen Rand er besagten Schaukelstuhl hatte stellen lassen, und das (wenn man bei Rasenbeeten diese Partie namhaft machen darf) seinen Nabel mit einem ganzen Gebüsch prunkhaft leuchtender Begonien von dreifacher Füllung besteckt hatte.

Ungleich diesem Teile des Gartens hatte sich Herr Barballe nicht mit Blumen geschmückt. Seine vollen Lippen umfingen keine Rose, sondern eine Zigarre.

Auch seine Augen beschäftigten sich nicht mit Blumen. Die dreifach gefüllten Begonien schienen für ihn nicht da zu sein, wie auch der morgendliche Himmel sich seiner Aufmerksamkeit keineswegs zu er-

freuen hatte, obwohl eine Sonne auf ihm prunkte gleich einem triumphierenden Hahne: mit einem Bauche von eitel Gold und feurigen, in Glutorange und Blau schimmernden Flügeln. Was diese hahnenmässig feurige Sonne an Strahlen von sich gab, war ein wahres Kikeriki; aber auch dieses vermochte nicht das Interesse des Herrn Barballe zu erwecken; ebensowenig wie die Bemühungen eines kleinen Amors, der in der Nähe einer von Epheu umrankten Laube einem Schwan die Gurgel zusammenzupressen eifrig bestrebt war, aber damit nur erreichte, dass aus dem Schnabel dieses poetischen Vogels nicht etwa ein Sterbelied, sondern blos ein Strählchen Wasser zum Vorschein kam.

Die Sonne hatte es sich aber offenbar in den Kopf gesetzt, die Gleichgültigkeit des Herrn Barballe mit Gewaltmitteln zu besiegen, und so veranstaltete sie schräg über ihm in einem Dachlukenfenster ein Prismenfeuerwerk von äusserst reichhaltigem Programm. Es kam darin sowohl das weisse Licht der Geyser auf Island, wie eine ganze Folge von Phosphoreszenzen der verschiedensten Schillerung vor, aber auch das

Leuchten glimmenden Schwefels und majestätischer Purpurbrunst; und als Schlusseffekt gab es ein komplettes Feuerdrama von höchst phantastischer Erfindung. Es hatte nichts weniger zum Inhalte, als die Verbrennung eines ganzen Heeres kleiner, höchst beweglicher Könige in roten Mänteln, die, um ihrem heissen Schicksale zu entgehen, besagte Mäntel in der wabernden Lohe noch rasch loshakten, ehe sie selber von dannen waberten: den Rändern des Lukenfensters zu, aber von dort zurückgetrieben in den flammenden Tod.

Herr Barballe machte indessen alle Bemühungen des erfindungsreichen Tagesgestirns zu Schanden und schenkte seine Aufmerksamkeit lediglich einem grossen Bogen Papier, der das krankhafte Weiss des Aussatzes an sich trug, dabei aber über und über von jenen Erinnerungsmalen übersät zu sein schien, die die fleissigen Sommerfliegen keinem Gegenstand ersparen, den sie mit ihrer unerwünschten Anwesenheit beehren.

Herr Barballe bewegte diesen Gegenstand, der von Ferne etwa wie schmutziger Gips aussah, gleich einer Fahne; bei welcher

Übung der Wind, den man poetisch Zephyr nennt, ihm seine Unterstützung lieh. Herr van Spetekerke aber wohnte dem Schauspiel als stummer Zuschauer bei und war so in der Lage, zu beobachten, wie sein Schwiegersohn aus der Fahne, trotz ihres anfänglichen Widerstrebens, nacheinander eine regelrechte Figur aus zusammengesetzten Rauten, dann, auf sehr kunstreiche Manier, eine Art Tischtuch, dann ein halbes Tischtuch, dann eine Serviette und schliesslich ein Taschentuch machte. In diesem Zustand führte Herr Barballe den Gegenstand seiner künstlerischen Bemühungen mit so, man möchte fast sagen: religiöser Andacht nahe an seine Augen, dass Herr van Spetekerke den Verdacht, den er ursprünglich gehabt und der ihn zu einem Vergleich mit einem in kinderreichen Familien häufigen verdächtigen Wäschestück geführt hatte, sofort aufgab und sich damit beschied, ganz einfach zu konstatieren, dass sich sein Schwiegersohn der Lektüre einer Zeitung widmete. Im Zusammenhang mit dieser Erkenntnis kam er zu der Überzeugung, dass für ihn weder als Schwiegervater noch als Kaufmann irgendwelche Nötigung, ja

auch nur Ratsamkeit bestehe, diese Beschäftigung seines Schwiegersohnes durch plötzliches Erscheinen zu unterbrechen, und so mässigte er denn die vorhin schon bereits gekennzeichnete Eile seines Ganges und machte überdies auch noch für eine Weile vor einer rot- und weissgefleckten Mohnblume Halt, die sich Gott weiss wie stolz vor ihm im Sonnenschein brüstete und es dafür erleiden musste, dass Herr van Spetekerke, ein zweiter Tarquinius, sie mit einem Schlage der flachen Hand köpfte.

Inzwischen aber brachte Herr Barballe die Zeitung so nahe an seine Augen, dass man hätte glauben können, er wäre plötzlich kurzsichtig geworden. Herr van Spetekerke musste das auffällig finden und äusserte sein Erstaunen auf eine sehr vehemente Manier, indem er seinen Schritten plötzlich den Takt und Rhythmus verlieh, wie ihn sonst nur der Parademarsch preussischer Infanteristen, nicht aber die Gangart eines holländischen Zigarrenhändlers aufweist. Dieses taktmässige, mit grosser Entschiedenheit ausgeführte Vorschnellen der Beine brachte ihn mit Hurtigkeit in den Lichtkreis des Herrn Barballe, wo er nun aber sofort Halt machte,

um ein kleines Stiefmütterchen zu pflücken, das mit allen seinen Augen neugierig hervorguckte und sich, vielleicht nur Herrn van Spetekerke ausgenommen, für seine ganze Umgebung mit der schönen Einfalt bunter Blumen höchlich interessierte.

Herr Barballe zeigte sich der plötzlich veränderten Situation durchaus gewachsen, indem er, ohne sich zu erheben, durch ein sehr geschicktes Aufstemmen auf den rechten Absatz seinem Schaukelstuhl derart eine Drehung gab, dass Herr van Spetekerke mit einem Schlage den Rücken seines Schwiegersohnes gleichsam wie eine Landschaft vor sich hatte, überzogen von zahllosen gelben Quadraten des Strohgeflechtes, darüber den Oberteil der Mütze und ein Stückchen vom Mützenschilde, sowie einen Streifen der Zeitung, die Herr Barballe noch immer mit Hingebung las.

Herr van Spetekerke fand kein Vergnügen an dieser Aussicht und lenkte daher seine Schritte zu einem unweit gelegenen Hühnerstall. Im Vorbeigehen aber pflückte er eine Handvoll kleiner Johannisbeeren und warf sie durch das Drahtgitter, hinter dem seine Küchenvögel gefangen waren. Die Folge

war ein unendlich stürmisches Gegacker, das Pessimisten vermutlich als Äusserung des Kampfes ums Dasein beim Hühnervolk auslegen werden, während Optimisten geneigt sein dürften, in ihm den Beweis für die Dankbarkeit des Hühnergemütes zu erblicken: das dann also mit jenem Gegacker nur einen Lobgesang auf die Hand von sich gegeben hätte, die es ernährte.

Dem möge nun sein, wie ihm wolle: gleichviel, ob das Hühnervolk im Gefühle des Kampfes oder im Überschwange lobpreisenden Dankes gackerte, es bereitete damit den Ohren des Herrn Barballe eine keineswegs angenehme Musik. Es konnte vielmehr kein Zweifel sein, dass dieser Herr eben um des Lärmes willen seine Sitzbasis von seinem Schaukelstuhle entfernte, und zwar, wie es schien, ohne jedes Interesse für die graziöse Rhythmik, in die er dieses geschweifte Möbel dadurch versetzte. Er versenkte die Zeitung in eine Tasche seiner Hausjacke, während er seine Hände in der Hosentasche verschwinden liess, und sodann begann er, eine grosse Malvenpflanze mit Tabakswolken einzuräuchern.

Nun hatte Herr van Spetekerke die unbe-

hinderte Freiheit, die Rückenansicht seines Schwiegersohnes vollkommen unbeeinträchtigt zu geniessen, Der koloristische Effekt: Graue Mütze, blaue Hausjacke, weisse Hosen, rote Absätze an den Schuhen, war so übel nicht. Trotzdem betrachtete Herr van Spetekerke, gegen seinen Hühnerstall gelehnt, dieses Farbennebeneinander mit einem schmerzlichen Ausdrucke. So fern es seinem Schwiegervaterherzen lag, seinen Schwiegersohn zu verletzen, so klar war es ihm, dass er die Ursache einer gewissen Missgestimmtheit der Seele des Herrn Barballe war. Nur konnte er sich durchaus nicht vorstellen: warum, inwiefern und wieso eigentlich, denn nach dem in Holland landesüblichen Tempo mussten zwei Monate Schwiegervaterschaft als eine zu geringe Spanne erscheinen, um diesen Effekt als an sich begreiflich zu erklären.

Was in aller Welt hatte den jungen, soliden Mann so aus dem Konzepte gebracht?

In diesem Augenblicke schwiegerväterlichen Nachsinnens drehte sich Cyprian Barballe um, und zwar mit einem Rucke, mit einer so vollkommen in sich abgeschlossenen, durch nichts abgelenkten Bewegung, dass nicht ein-

mal die Zigarre in Cyprians Mund zitterte und die Taschen seiner Jacke bewegungslos hängen blieben, als seien sie niemals von einer Himmelsrichtung in die andere befördert worden.

Es ist durchaus fraglich, ob es Momentapparate gibt, die im Stande gewesen wären, diese kreisförmige Bewegung des linken Beines Cyprians aufnehmen zu können.

War es diese Bewegungsökonomie, die Herr van Spetekerke applaudierte, oder möge es sonst gewesen sein, was es wollte, das ihn so beifallslustig stimmte: sicher ist, dass er in seine rosig fleischigen Hände klatschte und mit grosser Geläufigkeit rief: „Guten Morgen, Herr Schwiegersohn, guten Morgen! Wie geht es Ihnen? Haben Sie gut geschlafen? Haben Sie nach Wunsch gefrühstückt?"

„Papchen!" sagte Herr Barballe, gleichsam ohne den Mund zu öffnen, und indem er geheimnisvoll mit einem sanften Schieben der Zunge die Zigarre aus dem einen Mundwinkel in den andern brachte.

„Papchen?! Papchen?! Was ist denn das: Papchen?! Was soll denn das heissen: Papchen?! Was bedeutet denn das: Papchen?! wenn ich bitten darf?" erwiderte der Händler

in echten Altertümern und Zigarren: nicht ohne Beunruhigung, Verdriesslichkeit und Argwohn, denn es war ihm ganz, als sei seiner Respektstellung eben ein Stoss in die Magengegend versetzt worden.

Aber sein Schwiegersohn hatte ihm schon wieder seine Rückenansicht zugewandt, und zwar wiederum mit einer Bewegung, die nicht ohne Interesse war, so dass Herr van Spetekerke überlegte, in welche Bewegungsklasse sie wohl zu registrieren sei. Da er nun von Geschäfts wegen mit der Kunstgeschichte auf vertrautem Fusse lebte, so fiel es ihm nicht schwer, zu konstatieren, dass diese Drehung seines Schwiegersohnes am füglichsten als äginetisch zu bezeichnen wäre, und, wie er dies einmal festgestellt hatte, setzte er aus Stilgefühl sogleich das den Werken dieser Bildhauerepoche eigene Lächeln auf, hielt es treulich fest und knüpfte erst dann an seine Ansprache von vorhin an, indem er sie folgendermassen variierte: „Guten Morgen, Herr Schwiegersohn! Darf man fragen, in was Sie heute früh getreten sind?“

Diesmal machte der Schwiegersohn eine etwas langsamere Schwenkung auf seinen Absätzen. Bei genauem Hinsehen würde Herr

van Spetekerke bemerkt haben, dass diese Langsamkeit nicht ohne einen niederträchtigen Humor war; zumal die Biegung der rechten Kniekehle meckerte förmlich vor Hohn, und die linke Kniekehle grinste ganz ungeniert: Ich habe durchaus keine Eile, die schwiegerväterliche Kniekehle zu erschauen. Der ganze schwiegersöhnliche Komplex aber sagte: „Würden Sie vielleicht die Gewogenheit haben, verehrtester Schwiegerpapa, mir zu sagen, auf was anders man bei Ihnen treten kann, als auf diesen Alleesand, der sich hier durch die Jahrhunderte fortpflanzt, in immer gleicher Mischung aus gestossenen Ziegeln, versteinerten Korinthen und höchst sorgsam gesiebtem Meeresboden, aus dem man alle weissen Bestandteile mit alllerhöchstem Fleisse ausscheidet?"

„Das ist des Landes so der Brauch, mein lieber Schwiegersohn; es war so, es ist so und es wird, wenn der Himmel nichts dagegen hat, auch künftig so sein. Was aber haben Sie mit dieser Malve da angefangen?"

„Ich? Nichts."

„So, und das da?"

In der Tat befand sich in der Malvenblüte, eingebettet zwischen zusammengerollten rosigen Blättern, eine Biene, die das Zeitliche

gesegnet hatte, weil sie den Tabaksqualm nicht vertragen konnte, mit dem diese Blume von Herrn Barballe allzudicht umwölkt worden war.

Herr van Spetekerke entnahm seiner Westentasche eine ganz kleine Zange und bemühte sich langsam und überlegen, das Insekt damit zu ergreifen und herauszuholen.

Als dies Herrn Cyprian Barballes Augen ersahen, hob er seine zwei Arme gen Himmel und suchte aufs neue seinen Schaukelstuhl auf, der sich noch immer demütig wiegte, liess sich aufs neue in ihn hineinfallen und nahm aufs neue die Zeitung vor sein Angesicht.

Herr van Spetekerke aber, nachdem er die tote Biene glücklich ergriffen und zu Tage gefördert hatte, näherte sich ihm und sprach: „Cyprian, diese Malven sind wie ein Bild des Lebens. Noch leuchten sie am obersten Ende des Schaftes in blühender Lust, aber gegen die Mitte desselben Schaftes zu sind sie alle bereits verwelkt und runzlig. Wir aber können dabei nichts weiter tun, als unserer alten Gewohnheit zu huldigen und diese Merkmale der Vergänglichkeit des Daseins auszuscheiden, um nicht den fatalen Anblick toter Malven zwischen Salatköpfen zu haben. Sollten Sie

indessen auch über diesen Punkt, wie über so viele andere, Anschauungen hegen, die sich mit den meinen nicht vollkommen decken, weil sie allzuviel Originalität enthüllen, so . ."

Doch Cyprian biss nicht an, sondern vertiefte sich nur noch mehr in seine Lektüre.

Welcher billig Denkende möchte es auffällig finden, dass Herr van Spetekerke jetzt ein seelisches Kribbeln empfand?

„Es scheint, dass Ihr Blatt wichtige Neuigkeiten enthält, lieber Schwiegersohn!?" fragte er nicht ohne einige Ironie.

Cyprian grinste: grinste auf eine durchaus unschickliche, invektive Manier und brach dann los: „Neuigkeiten! Neuigkeiten! Mein verehrtester Herr Schwiegerpapa! Dieses Blatt da ist in Paris am achten erschienen. Es enthält die Nachrichten vom siebenten. Damit angefüllt ist es am neunten in Belgien angekommen. Der neunte war aber ein Sonntag. Infolgedessen schickte man es nicht weiter, sondern liess es in der Expedition lagern. Warum lagern? Damit es den Genuss der Glockenspiele habe und sich an dem sanften Schmelz der Glocken delektiere, mit denen sich diese fromme Rasse die Sonntage vertreibt. Am elften ist es in dieser Ihrer Stadt

hier angekommen. Am elften! Um aber bis hierher in diese Ihre Villa zu gelangen, hat es einen ganzen Tag gebraucht, denn heute ist der zwölfte. Der zwölfte! Und unter diesen Umständen bringen Sie es über sich, das Wort Neuigkeiten auszusprechen, das in meinen Ohren wie der Hohn von hunderttausend Teufeln klingen muss!? Finden Sie das liebenswürdig, Schwiegerpapa?"

„Sie beschweren sich da über Dinge, an denen nur Sie selber schuld sind, mein lieber Schwiegersohn," erwiderte durchaus milde der also Angeblasene. „Sie brauchten sich nur dazu herabzulassen, meine Zeitung zu lesen, und Sie würden Ihre Neuigkeiten, deren Sie so heftig zu bedürfen scheinen, immerhin etwas früher erhalten. Aber mein Blatt ist Ihnen wahrscheinlich nicht reichhaltig genug. Gut! Dann müssten Sie eben ausserdem noch das Lokalblatt lesen, wo Sie pünktlich und prompt erfahren würden, wo es gebrannt hat. In Ihren Pariser Journalen aber könnten Sie, wenn Sie auch noch durchaus wissen müssen, was Ihre geistreichen Landsleute zu sagen haben, Ihre Belehrungen nachträglich suchen."

„Warum Sie sich auch noch lustig über mich machen, Schwiegerpapa, ist mir ein

Rätsel," seufzte der Schwiegersohn aus Paris.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass Herr van Spetekerke, obwohl er bisher ohne jede Leidenschaft gesprochen hatte, jetzt etwas derb geantwortet hätte, und Herr Cyprian Barballe würde darauf vermutlich, obwohl auch er bisher nicht eigentlich in Zorn geraten war, schon um der Balance willen in einer ähnlichen Tonart geantwortet haben: da durchschnitt ein Rhythmus von Nasallauten die Luft, der an die Musik des Herrn Audran erinnerte, aber noch eine gewisse eskimoartige Nuance aufwies, also etwa einen Klang, wie ein Musikstück dieses eminenten Tonmeisters, das von einem Eskimokapellmeister eskimonisiert worden wäre.

Es war ein Bauer, der singend vorüberging. Die Sense auf seiner Schulter blinkerte unerträglich, und er marschierte mit vorgeneigtem Kopfe, wie wenn er blökend einer unsichtbaren Ceres folgte, die ihn an einem Nasenring hinter sich herzöge.

„Ein wahrer Bär!" murmelte Barballe.

„Das weiss Gott!" stimmte Herr van Spetekerke bei. „Ein absoluter Bär!"

Diese Zustimmung musste den Schwieger-

sohn, wie es nicht anders sein kann, milde stimmen; indessen bewahrte er dennoch seine kalte Haltung weiter.

Herr van Spetekerke aber warf einen zweiten Köder aus.

„Mein Korrespondent in Bordeaux hat mir . . ."

„Hä? Was hat er . . .?"

„Eine kleine Statuette aus Ton geschickt. Er hält sie für gallisch-romanisch."

„Das kann jeder!"

„Seine Meinung geht dahin, es sei eine von den Statuetten, die als Amphoren gedient haben. Sie sind ein bischen primitiv, ja man könnte sagen: grob in der Form, inwendig hohl und haben alle als Merkmal ungemein betonte, höchst üppige Brüste. Sie dienten als Weinbehälter und waren auf dem Kopfe mit einer Art Helm bedeckt, und den hat er, nicht ganz stilgerecht, durch einen Korkstöpsel ersetzt. Ich denke aber wohl, dass unser Korrespondent in Limoges, der sich mit der Fabrikation dieser gallisch-romanischen Altertümer beschäftigt, einen derartigen Helm auftreiben wird, sei es in seiner eigenen Werkstätte, oder im Lager eines unserer Korrespondenten in St. Etienne oder Langres."

„Und wenn nicht dort, so ganz sicher in Reims oder Epernay," fügte mit Kennermiene Herr Barballe hinzu.

„Wollen Sie das Ding sehen, Schwiegersohn?" fragte Herr van Spetekerke.

„Aber mit Vergnügen," antwortete Herr Barballe.

Darauf gingen die beiden Herren die Gartenallee hinunter bis zu einem kleinen Pavillon aus hellem, von glasierten Ziegeln unterbrochenem Holze, in dem Herr van Spetekerke die Statuette seinem Schwiegersohn vorstellte.

„Sie hat eine starke Ähnlichkeit mit einem Kürbis," bemerkte Cyprian.

Herr van Spetekerke, statt auf diese archäologische Bemerkung einzugehen, ergriff ein Lexikon, beugte sich darüber, blätterte langsam darin herum und lachte dazu auf eine Manier, dass man keineswegs darauf schwören konnte, er lache über einen Artikel dieses Wörterbuches.

„Tortur!" murmelte Barballe.

Herr van Spetekerke tat, als wenn er sich verhört hätte, klingelte einer Magd, gab ihr auf holländisch einen Befehl und

sprach, als sie mit einem Teller kleiner Törtchen zurückgekommen war:

„Bitte, bedienen Sie sich, mein Schwiegersohn: hier ist, was Sie gewünscht haben."

Herr Barballe fühlte sich geschlagen und begann mit Wut zu essen.

Indessen betrachtete Herr van Spetekerke seine Erwerbung mit träumerischen Blicken und hätte gewiss von sich gegeben, wovon er träumte, wenn nicht eben die Magd wiedergekommen wäre und die Post gebracht hätte.

Es waren auch Zeitungen darunter, aber die beiden Männer taten, als sähen sie sie nicht, denn sie vermieden es gerne, an die kaum verrauchte Polemik erinnert zu werden.

Einen der Briefe aber las Herr van Spetekerke schnell durch, und als er damit fertig war, rief er aus: „Es ist doch wunderbar!"

„Was ist denn schon wieder wunderbar?"

„Das, was mir mein alter Freund Klumpkerkl da schreibt."

„Und was schreibt Ihnen Ihr alter Freund Klumpkerkl?"

„Ich werde es Ihnen sofort vorlesen:

Mein lieber Freund!

Als Resultat langer Anstrengungen, tiefen Studiums, weit ausgesponnener Träumereien,

mühsam angelegter und kühn entwickelter Hypothesen, innerer und äusserer Erfahrungen, unermüdlicher Naturforschungen und wohl auch einiger Gelehrtheit habe ich glücklich und endlich die Achillesverse der leidenden Menschheit entdeckt und das Pflaster dafür gefunden, indem ich, kurz und gut, das goldene Zeitalter etabliert habe. — Wo? — In meinem Dorfe. — Wie? — Das sollst Du Dir selber ansehen. Ja, Du sollst des Glückes teilhaftig werden, das goldene Zeitalter leibhaftig vor Dir zu schauen und Dir darüber Rechenschaft zu geben. Ich lade Dich ausdrücklich dazu ein: doch unter der Bedingung, dass Du mir versprichst, falls es nicht nach Deinem Geschmack ist, wenigstens den anderen den Geschmack daran zu lassen.

Wenn es wahr ist, was man mir gesagt hat, dass Du einen Schwiegersohn hast, so wäre das die passendste Gelegenheit, ihn mir zu zeigen.

Womit ich verbleibe, der ich war, bin und sein werde:

Dein sehr alter Freund

Klumpkerkl, Pastor."

Van Spetekerke seufzte skeptisch: „Zu

was die Nächstenliebe nicht alles führen kann! Na ja! Ich denke, wir sehen uns das goldene Zeitalter Klumpkerkls an. Oder sind Sie auch darüber anderer Meinung?"

„Durchaus nicht. Das goldene Zeitalter sieht man nicht alle Tage."

„Dann werden wir uns also morgen aufmachen, es zu besuchen. Es liegt ganz in der Nähe. Zwei Stunden Eisenbahnfahrt, zwei Stunden Schiffahrt, und wir sind dort."

„Na also!" sagte Cyprian. „Es ist doch mal was anderes."

II.

Als sie in Moelendael, dem Pfarrdorfe Klumpkerkls, angekommen waren, begaben sich Schwiegervater und Schwiegersohn, jeder ein kleines Handköfferchen tragend, nach einem hübschen kleinen Platze, der säuberlich mit Rasen bedeckt und in genauestem Abstande mit kleinen Bäumen umstellt war.

Was ihnen dort zuerst in die Augen fiel, waren zwei Gebilde von verschiedener Art und Höhe, die nebeneinander parallel gen Himmel strebten; verschieden in der Höhe, aber hoch alle beide.

Das eine Gebilde war der Kirchturm von Moelendael, das andere ein langer Herr, der wie ein Appendix zu dem Kirchturm wirkte, sich aber sofort loslöste und mit raschen Schritten auf unsere Freunde zukam, als er deren ansichtig geworden war.

Herr Pastor Klumpkerkl war, wie es seinem Stande geziemt, durchaus in schwarz gekleidet und überdies von einem feierlichen Staatsgebäude in schwarzer Seide überragt. Es war dem Winde ein Wohlgefallen, die Härchen dieses Zylinders zu glänzenden Windungen auf- und niederzubeugen gleich spielendem Gras auf der Weide. Durch ruhiges Hin- und Herbewegen eines Hirtenstabes von nicht besonders übermässigen Dimensionen gab sich der Herr Pastor ein ausgeprägt friedliches und behagliches Ansehen. Als er aber vor seinen beiden Besuchern angelangt war, blieb er eine viertel Sekunde stehen, während welcher Zeit er sein Gesicht noch mit einem ausgesprochen gastfreundlichen Lächeln belebte und die drei Finger seiner Hand, die er nicht zum Halten seines Hirtenstabes benötigte, an den Hut führte.

Die Schwierigkeit, dazu auch noch das

gastfreundliche Gesicht zu machen, war nicht gering, zumal, wenn man bedenkt, dass er ja eigentlich auch noch zweier Hände bedurfte, um damit zwei Gastfreunde zu begrüssen. Die Gastfreundlichkeit seines Ausdruckes wollte auch schon einem bedenklichen Schatten über den Augen weichen, als der Herr Pastor zu seiner Befriedigung bemerkte, dass auch Herr van Spetekerke und sein Schwiegersohn in der freien Verfügung ihrer Hände behindert waren. Zwar trug keiner von ihnen einen Hirtenstab in der Rechten, wohl aber einen einfachen Spazierstock, und sie hatten überdies, wie bereits bemerkt wurde, jeder einen Handkoffer bei sich, abgesehen von je einer Zigarre, die sie allerdings im Munde placieren konnten. Bei dieser Sachlage kam man stillschweigend miteinander überein, das Zeremoniell der eigentlichen manuellen Begrüssung noch eine Weile hinauszuschieben.

Herr Pastor Klumpkerkl bewahrte also seine freundschaftliche und, wenn auch nicht gerade korrekte, so doch feierliche Haltung noch über den Zeitraum hinweg, der für Herrn van Spetekerke und seinen Schwiegersohn nötig war, um ihre Hand-

koffer auf die Erde zu stellen, ihre fast ohnehin zu Ende gerauchten Zigarren wegzuwerfen und sich nun mit der Linken auf ihren Wanderstab zu stützen. Während dieser selben Zeit hatte Herr Pastor Klumpkerkl seinen gewaltigen Hut sowohl etwas gelüftet, wie auch wieder auf sein Haupt gesetzt, und zwar so, dass er ein wenig schief, und zwar mehr zum rechten, als zum linken Ohre, geneigt sass. Nun aber schob er seinen Schäferstab unter den Arm und geriet dadurch in die angenehme Lage, auf die herzlichste Manier von der Welt die eine Hand seinem alten Freund van Spetekerke entgegen zu strecken, während er die andere mit einer gewissen Zurückhaltung und auf eine nicht ganz so ausgesprochen verbindliche Art (auch äginetisch gewissermassen) der zweiten Person nahe brachte, die ihm Herr van Spetekerke nun in aller Form vorstellte, indem er sprach: „Mein Schwiegersohn, Herr Barballe."

Nachdem dies Zeremoniell beendigt war, konnte Herr Klumpkerkl, frei von jeder bedenklichen Perspektive, seinem Antlitz wieder den vollen Strahl des Wohlwollens und seiner Haltung ihre eigentliche Freiheit

geben, während seine Freunde ihrerseits wiederum ihre Handkoffer an sich nahmen. Doch fiel dem Pastor auch ein, dass seine Gäste trotz ihrer vielfachen Belastung mit Reisegepäck und Wanderstab doch auch noch mit Zigarren im Munde angekommen waren, und so hielt er es für durchaus geboten, ihnen sein offenes Etui hinzuhalten, was nun zur Folge hatte, dass Herr van Spetekerke, ebenso wie Herr Barballe, seinen Koffer wieder niedersetzte und nicht eher wieder aufnahm, als bis beide wiederum brennende Zigarren im Munde hatten.

Da dies auch bei Pastor Klumpkerkl der Fall war, konnte es nicht anders sein, als dass die drei Männer anfangs ziemlich wortlos nebeneinander herschritten. Zuerst gelang Herrn van Spetekerke das Experiment, mit dem Stock in der Hand die Zigarre für einen Augenblick aus dem Munde zu nehmen und die höfliche Frage von sich zu geben: „Wie geht's, wie steht's?" Pastor Klumpkerkl, der es jetzt viel leichter hatte, da sein gewaltiger Hut nun positiv fest sass und ihm die eine Hand, die nicht damit beschäftigt war, den Schäferstab zu schwingen, zur freien Verfügung stand, antwortete

heiter und freundlich: „Absolut gut, absolut gut."

So schritten sie also der Pastorswohnung gemeinsam entgegen, einen leichten, duftenden Nebel holländischer Zigarren hinter sich lassend.

Wer war es nun aber, der oder die es nun bereits ganz genau und bestimmt wusste, dass zwei Freunde die Bannmeile von Moelendael überschritten hatten?

Das war Hanke, die Magd des Herrn Klumpkerkl, die mit scharfen Blicken die Hauptstrasse bestrichen hatte, da es zu ihren Obliegenheiten auch sonst gehörte, ihrem Herrn über alles Mitteilung zu machen, was sich auf dieser Verkehrsader begab, während er sich in seiner Junggesellenstube seinen Tee kochte.

Und wer war es, der oder die bereits bestimmt und ganz genau wusste, dass diese beiden Fremdlinge niemand anders als Herr van Spetekerke und Herr Barballe waren?

Das war wiederum Hanke, die längst darauf vorbereitet worden war, dass sie heute das japanische Porzellan als Teeservice zur Geltung zu bringen habe.

Und wer hatte bereits die Haustüre weit und gastlich geöffnet?

Das war nochmals Hanke, die, in der Voraussicht besonderer Ereignisse, diese Handlung schon längst vorgenommen hatte, weil es ein Bestandteil ihres Ehrgeizes war, dafür zu sorgen, dass Herr Klumpkerkl niemals etwas erst zu befehlen hätte, was auch ohne Befehl geschehen konnte. So stand also die Haustür weit offen, und Kannen, Tassen und Gläser waren handbereit gestellt, auf den leisesten Wink sofort zu erscheinen. Hanke selbst aber hielt sich verborgen, wie das Fatum, das im Hintergrunde der Weltgeschichte lauert, im entscheidenden Moment hervorzubrechen.

Herr Klumpkerkl trat mit seinen Gastfreunden ein und bot ihnen unverzüglich Erfrischungen an.

„Ihr Weinchen da ist noch immer so gut, wie es von jeher gewesen ist," bemerkte Herr van Spetekerke, „aber ich denke, wir halten uns nicht bei ihm auf, sondern sehen uns sofort das goldene Zeitalter an."

„Ich verstehe Ihre Ungeduld vollkommen, lieber Freund," entgegnete Herr Klumpkerkl, „aber Sie können sich wohl denken, dass

ich das goldene Zeitalter nicht in einer Schachtel bei mir habe. Das goldene Zeitalter ist eine grosse Sache. Dabei vielfältig, beweglich, mit einem Zug ins Allgemeine, sozusagen ätherisch; es schwimmt, es schwebt; aber in der Hosentasche trag ich es nicht bei mir."

„Dennoch sehe ich es an Ihnen, lieber Freund," sagte van Spetekerke. „Es glänzt auf Ihrem gesunden Antlitz."

„Natürlich habe ich auch etwas davon abbekommen," bemerkte Herr Klumpkerkl, „aber um das Ganze zu bewundern, müssen Sie schon eine Weile in Moelendael bleiben."

„Sehr schön," sagte Herr van Spetekerke, „aber wo sollen wir wohnen, wenn wir in Moelendael bleiben müssen?"

„Das ist die Frage, das ist die Frage!" rief Herr Klumpkerkl aus und lächelte. „Das ist die Frage!" wiederholte er und lachte. „Das ist die Frage!" wiederholte er nochmals laut und heftig und setzte seine schwarze Mütze schief auf den Kopf. „Das ist die Frage!" dröhnte er aufs neue und hängte sie auf die Lehne seines Schlummerstuhles. „Das ist die Frage!" sagte er zu sich selbst und betrachtete sich aufmerksam im Spiegel. „Das

ist die Frage!" wiederholte er wie abwesend und setzte sich zu seiner schwarzen Mütze in den bereits genannten Stuhl. „Das ist die Frage!" erklärte er nochmals sehr betont und schlug sich abwechselnd auf jedes seiner Knie, indem er sich in den Schlummerstuhl zurücklegte, aber nur, um sich plötzlich wieder nach vorn zu neigen und nochmals: „Das ist die Frage!" auszurufen, diesmal aber in Begleitung eines grenzenlosen Gelächters, das seine in Stroh gehüllte Zimmerpalme in heftige Bewegung versetzte. Dieses gewaltige Lachen liess die Fransen seiner Fenstervorhänge tanzen, brach sich an den gemalten Balken seines Plafonds, floh in hallenden Wellen die Zimmerwände hinab, beunruhigte seine Sammlung von Klassikern der Weltliteratur und setzte sich wie ein Schmetterling auf die Hand des Pastors, die eben eine Flasche gegen das Glas des Herrn van Spetekerke neigte, die Flasche nach vollendeter Handlung wieder aufrichtete und sie vor dem Glas des Herrn Barballe in einem Momente heiterer Erwartung wieder zur Neige brachte, bis auch dieses gefüllt war.

Dann aber brach das Lachen aufs neue

los, prasselte auf die Beine seines Urhebers nieder, erschütterte die Hosenträger seines Urhebers, setzte die sonst unbewegliche Hängelampe seines Urhebers in Schwingungen und beruhigte sich nur langsam in leisen Wiederholungen des nun kindlich träumerisch werdenden Ausrufes: „Das ist die Frage!"

Da tat Herr van Spetekerke einen starken Zug aus seiner Zigarre und sprach: „Mein lieber Klumpkerkl, die Frage ist . . . ."

Herr Klumpkerkl aber warf sich gegen die Lehne seines Schlummerstuhls mit einer so stürmischen Heftigkeit, dass diese in die Unendlichkeit gefahren wäre, hätte sie ihre Entstehung nicht solidester Handarbeit verdankt, und fiel seinem Freunde mit Majestät ins Wort: „Nein, die Frage ist nicht! Es existiert keine solche Frage, meine Freunde, denn ich habe Platz für Sie. Wohl aber würde sie in der Tat für jeden andern bestehen, denn in Moelendael kann niemand logieren: durchaus niemand!"

„Ausgezeichnet!" bemerkte Herr Barballe.

„Ausgezeichnet oder nicht," erwiderte Klumpkerkl: „die erste Bedingung zur Etablierung des goldenen Zeitalters ist die chinesische Mauer. Wenn ich aber um

Moelendael eine wirkliche chinesische Mauer hätte ziehen lassen wollen, so wäre das freilich mit einigen Schwierigkeiten verknüpft gewesen. Ich musste mich gewissermassen mit einer symbolischen chinesischen Mauer begnügen."

„Ach? Und wie haben Sie das gemacht?" fragte der neugierige Pariser.

„Sehr einfach," antwortete Herr Klumpkerkl: „indem ich die Entstehung eines Hotels in diesem Orte nicht begünstigte. Den Fremden ist es zwar erlaubt, Moelendael zu passieren, nicht aber, hier zu wohnen. Auf diese Weise habe ich die Erfahrung isoliert."

„Hm!" meinte Herr Barballe, „das lässt sich hören. Aber von da bis zum goldenen Zeitalter ist doch wohl noch ein Schritt."

„Nicht bloss einer, mein Herr," sagte mit Betonung Herr Klumpkerkl, „sondern eine ganze Anzahl. Aber Sie werden schon sehen."

„Und wann?" seufzte Herr van Spetekerke, der, da sein Kopf ganz mit Altertümern erfüllt war, sich das goldene Zeitalter ungefähr wie eine etrurische Vase oder eine pompejanische Wandmalerei vorstellte.

„Nur Geduld," erwiderte Herr Klumpkerkl; „wenn es so weit ist, wird es so weit sein. Augenblicklich arbeitet das Dorf; es rackert sich nicht ab, aber es arbeitet. Bis es damit fertig ist, können Sie nichts besseres tun, als davon überzeugt sein, dass Sie alles mit eigenen Augen sehen werden. Ich garantiere es Ihnen." Und er schüttelte sich neuerdings vor Lachen.

Herr van Spetekerke und sein Schwiegersohn rauchten Zigarren. Als Herr Klumpkerkl sah, wie lebhaft sie sich bemühten, die bescheidene Höhe seines Wohnraumes mit blauen und grauen Ringen zu bevölkern, beschloss er, sich seinerseits mit besonderer Intensität daran zu beteiligen. Und so entnahm er einer Holzetagère, auf der sich eine ganze Garnitur aufrechtstehender Pfeifen nebeneinander befand, eine Tonpfeife von hervorragenden Qualitäten. Es war die Favoritin unter den Klumpkerklschen Pfeifen, was man schon daran erkennen konnte, dass ihr Kopf sich unter dem Schmiedefeuer, das ihr Herr in ihr zu erzeugen vermochte, vollständig geschwärzt hatte. Ein zierliches Drahtgitter diente dem Kopfe zum Deckel, während das überaus lange

Rohr seine schlanke Grazie in unverhüllter Nacktheit zeigte, eine Grazie, die so zart war, dass sie den Eindruck einer fortwährenden Gefahr hervorrief. Aber nicht nur zart war die Pfeife des Herrn Klumpkerkl, sondern auch stark, und sie war in den Händen eines geschickten Streiters, der in der Art, wie er sie führte, gleichfalls Stärke und Zartheit an den Tag legte.

Als sich soviel Rauch zusammengeballt hatte, dass man nur noch ganz allgemein die Gegend vermuten konnte, in der sich (wenn er nicht inzwischen fortgegangen war) Herr Klumpkerkl befinden musste, liess Herr van Spetekerke die Bemerkung im Nebel fallen, dass das goldene Zeitalter zweifellos sehr schön gewesen sei.

Ein Riss in den Wolken, und man sah ein von Malice leuchtendes Auge, in dem ein Blick des Herrn Klumpkerkl zu versichern schien: Zweifellos. — Im übrigen äusserte sich der Pastor von Moelendael zu dieser Angelegenheit durch eine doppelte Ladung von Tabaksqualm, die sofort den Wolkenriss wieder stopfte.

„Ja," so nahm Herr van Spetekerke seine Rede wieder auf, „es muss wirklich sehr

schön gewesen sein. Im Vordergrunde stelle ich mir das dunkelblaue Meer vor, und zwar ganz angefüllt mit leuchtenden weissen Meerschäfchen, die von Tritonen gehütet wurden unter dem sanften Getön einer Instrumentalmusik, die ohne jede Leitung durch einen Kapellmeister vor sich ging. In diesem Orchester der Freiheit bliesen die Tritonen das Meermuschelhorn, während die Nereïden die süssesten Töne aus einer Art Flöte herauslockten, die aus unzerreissbarem Papyrus durch Umwicklung mit grossen Meerwasserpflanzen hergestellt war. So setzte sich diese Musik zusammen aus den gegensätzlichen und doch harmonisch miteinander vermählten Rufen der Kraft und Zartheit. — O selige Zeit! O glückliche, gebenedeite Epoche, die man nicht genug bewundern kann. In den Feldern übten freundliche Tiger die Ackerpolizei aus, um mit Sanftmut und gütigem Zureden die Kaninchen davon fern zu halten, die sonst die Ernte hätten beeinträchtigen können. An jedem Dorfbrunnen befanden sich, wie ich mir habe sagen lassen, vier authentische vorgeschichtliche Steintöpfe, aus denen beim leisesten Druck auf einen Knopf Milch,

Wein, Bier und der gute Branntwein floss, diese vier Marksteine menschlicher Kultur. Die Knöpfe, auf die man drückte, waren vermutlich schön bearbeitete Edelsteine, denn in dieser Zeit der Unschuld, wo alle Welt nur mit ein paar Juwelen bekleidet war, während man dieses edle Material in der Architektur geradezu verschwendete, wird man sicher auch zu diesem Zwecke nichts anderes als Rubine, Smaragde, Saphire und Türkise verwendet haben. — Ja, mein Herr Schwiegersohn, auch Sie wären mir als Kind des goldenen Zeitalters in einem ganz anderen Gewande erschienen, als es heute der Fall ist, und ich wäre Ihnen sicher einmal begegnet, wie Sie mit Epheu bekränzt und behangen mit dem Laube des Pfeifenkrautes einherwandelten, grün umwuchert wie eine ländliche Villa. Im übrigen hätte ich an Ihnen vielleicht nur noch das Fell eines Panthers wahrgenommen, das Sie sich natürlich durch die erlaubtesten Mittel verschafft hätten . . ."

„Vermutlich hätte es mir der Panther zu Weihnachten geschenkt," warf Herr Barballe ein.

„Zu Weihnachten oder zu Neujahr: gleich-

viel," entgegnete milde Herr van Spetekerke: „sicher ist das eine, dass der Panther damals ein sanftmütiges Tier war, das der weichherzige Mensch des goldenen Zeitalters zu erwürgen weder Veranlassung noch Neigung hatte. Uebrigens brauchte er es Ihnen auch nicht gerade als Geschenk gegeben zu haben. Es könnte auch ein Tauschobjekt gewesen sein."

„Könnten Sie mir vielleicht auch sagen, Schwiegerpapa, gegen was ich das Pantherfell etwa eingetauscht hätte?" fragte sehr ernsthaft Herr Barballe.

„Nein, das kann ich nicht," erwiderte Herr van Spetekerke, „denn ich bin nicht dabei gewesen. Ich rede überhaupt nur im allgemeinen und gestützt auf Anschauungen gelehrter Meister. — Roland Savery hält in jener Zeit blaue Pferde nicht für ausgeschlossen, und Kranach ist offenbar fest davon überzeugt, dass man damals mit einem schönen roten Hute und einer goldenen Halskette bereits vollkommen und ausreichend bekleidet war."

„Fabelwerk! Nichts als Fabelwerk!" erklang es dumpf und bestimmt aus den Wolken des Horeb herab, wo soeben ein frisch entzündetes Streichholz das Antlitz des Herrn

Klumpkerkl illuminierte. „Heidnisches Fabelwerk, das durchaus nicht zur Sache gehört! Haben Sie vielleicht vorhin, als wir den Marktplatz von Moelendael überschritten, dort nackte Nymphen in anstössigen Tänzen gesehen, oder Chöre von Bocksbeinlern vernommen? Gott sei Dank, nein! Denn alles dies ist unanständiger Aberglaube. Was Sie uns da Alles erzählt haben, mein Freund van Spetekerke, ist ein Lirumlarum von Phantasien aus einem goldenen Zeitalter, das mit wahrem Christentum nicht das mindeste zu tun hat und alle Schändlichkeiten italienischer Dekadence an sich trägt. Ich habe, um die Epoche vollkommener Glückseligkeit zu erneuern, mich von ganz anderen Traditionen inspirieren lassen."

„Aber, bester Freund! Ich habe ja weiter keinen Wunsch, als es zu sehen," entgegnete der also zurückgewiesene Antiquitätenhändler.

„Zu sehen! zu sehen!" wehrte Herr Klumpkerkl ab. „Habe ich Ihnen nicht bereits gesagt, dass es augenblicklich nicht zu sehen ist? Aber, wenn sich Ihre Ungeduld durchaus nicht zügeln lassen will, so bin ich bereit, Ihnen wenigstens einen Vorgeschmack zu

geben. Gehen wir, bis das Mittagessen fertig ist, ein bischen zusammen spazieren!"

Da das Mittagessen bei Herrn Klumpkerkl Punkt zwei Uhr stattfand, so hatte man jetzt für den Spaziergang noch eine kleine Stunde übrig.

Der lange Pastor setzte sich seine schwarze Mütze auf und erhob sich. Dann entschwand er den Blicken seiner Gäste vollkommen in der dicken Wolkenwand, in die er sich zurückzog und wo er, wie man aus einigen leisen Geräuschen erraten konnte, seine Pfeife mit unendlicher Pietät weglegte. Als er sich davon überzeugt hatte, dass sie nicht zu leiden haben werde, weder durch eine Erkältung noch durch einen Stoss, ergriff er eine andere, kürzere, aus Holz gefertige und stopfte sie. Ein Aufzischen, gefolgt von einer Art mattgoldenem Wetterleuchten inmitten des grauen Dampfes, liess erraten, dass er sie in Brand gesteckt habe. Dann öffnete er die Türe.

Mit Vergnügen befand man sich bald darauf in der reinen und frischen Luft des Hausflures und nach wenigen Schritten wieder auf dem Marktplatz von Moelendael, wo man sich in der Tat davon überzeugen konnte, dass hier weder Tänze noch Chöre, noch

andere abergläubische Handlungen verwandter Art exekutiert wurden.

Indessen fehlte es doch nicht an einem kleinen Ansatze zu etwas Aehnlichem. Der Marktplatz war, ausser von einem Schwarm leicht fliegender Schwalben und einem halben Dutzend faul herumliegender, aber dennoch recht sympathisch wirkender Hunde, von etwa zwanzig kleinen Jungen heiter belebt und, wenn man will, geschmückt, die sich damit beschäftigten, je zwei und zwei die drei Stufen einer Treppe mit geschlossenen Füssen langsam und systematisch herabzuspringen, wobei sie durch lautes Gelächter deutlich zu erkennen gaben, dass sie diese Uebung sehr vergnüglich fanden, weshalb sie sie auch immer wieder aufs neue begannen. Nur als Herr Klumpkerkl mit seinen beiden Freunden vorüberschritt, unterbrach die Jugend Moelendaels diese bewegte Handlung für einen Augenblick, um dem verehrten geistlichen Hirten und seinen Gästen einen freundschaftlichen und ehrerbietigen Gruss zu bieten. Kaum aber hatten sich die Drei etwas vom Orte der Handlung entfernt, so begann diese sofort aufs neue.

Nun hob Herr Klumpkerkl an, vergleichbar

einem Grundbesitzer, der Besuch auf seinem Gute hat, seinen Gastfreunden alle Sehenswürdigkeiten Moelendaels zu zeigen, nicht ohne sie mit Worten des Kenners auf alles Bemerkenswerte noch besonders aufmerksam zu machen.

So liess er sie den guten Zustand der Hecken bewundern, die sorgfältig und nach der Linie gestutzt waren, sowie auch die Fülle reichlich vorhandener Blumentöpfe auf den sauberen Fensterbrettern. Mit besonderem Stolze aber wies er auf eine schöne Linde und auf eine wundervolle Buche hin, zwei Bäume, die ganz wie aus einem Märchen waren und mit vollem Rechte nicht bloss vom Pastor, sondern auch vom ganzen Dorfe in hohen Ehren gehalten wurden.

Ein kleines Kind, an einer Blume kauend, ging vorbei: Klumpkerkl erhaschte es, wie man eine Fliege fängt, und demonstrierte an seinen vollen Pausbacken die gute Gesundheit der braven und beschaulich dahinlebenden Jugend seines Dorfes. Dann stellte er seine Freunde bald da, bald dort an einem Kreuzwege auf, der wie mit Silber von schönen, alten Weiden eingefasst und überdies ganz mit Pappeln beflaggt war,

um ihnen Gelegenheit zu geben, die anmutige Lage Moelendaels in immer neuer Perspektive zu würdigen.

„Famos," meinte Herr Barballe, „aber wo sind die Bewohner dieses Gemeinwesens?"

„Wo sollten sie anders sein," entgegnete Herr Klumpkerkl, „als auf dem Felde? So und nicht anders gehört es sich im goldenen Zeitalter."

Und mit diesen Worten führte er seine Gäste zum Mittagessen.

Indem sie nun assen, hatten sie Gelegenheit, durch das Fenster hinausblickend, allerhand Beobachtungen zu machen. Da standen die Platanen regungslos, weil sie sich offenbar vor lauter Respekt vor dem geschickten Blätterschneider, der sie à la Lenôtre gestutzt hatte, nicht zu rühren getrauten. Der Wind aber hütete sich wohl, in ihre feierliche Unbeweglichkeit einen störenden Hauch zu werfen. Auf dem Rasen des Marktes weideten, an einen Pfahl gebunden, ein paar Schafe und blökten von Zeit zu Zeit. Leider war auch hier, wie es nun einmal die Art des Blökens von Schafen an sich hat, eine unendliche Melancholie in diesem Geblöke, die fast wie metaphysisches Heimweh be-

rührte, und das war schade, denn sonst hätte man glauben können, sie blökten vor Freude über das goldene Zeitalter. Die Hühner aber, die den Marktplatz jetzt mitbelebten, suchten ihr Futter mit der Beschaulichkeit praktischer Weltweiser und ohne jede latente Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen. Langsam, wie schon zu Zeiten Homers, zogen glattstirnige Rinder drehfüssig vorüber und sogen mit Wollust die gesunde Luft in ihre breiten, feuchten Nasenlöcher: mit besonderer Wollust, weil dies hier ja nicht ihre gewöhnliche Weideluft, sondern eine Art Luxusluft war, die man nicht jeden Augenblick zur Verfügung hat. — Kein Handwerkslärm durchbrach die grosse Stille, obwohl ein Balkenviereck, bestimmt, das Ausschlagen der Pferde beim Hufbeschlagen ungefährlich zu machen, sowie ein Pflug und ein altes Rad anzuzeigen schienen, dass hier eine Hufschmiede war. Indessen schien das bloss so, und es war in Wahrheit zwar eine Schmiede, aber kein Schmied da. Der Schmied hatte anderswo besseres zu tun: er beugte sich über seine Gemüsepflanzungen. Die Schule war leer und still. In der Ferne rollte, begleitet von

dem Tap-tap des trabenden Pferdes und einem leisen Glöckchengeläute, ein Wagen. — Es war eine wonnevolle, gütige, klare Stille, durchgossen von Sonne, wie ein grosses, sanftes, heimliches Farbenspiel. — Da begann es vom Kirchturm zu läuten. Aber nicht etwa brüsk und herrisch, wie es sonst wohl die Art frommer Glocken ist, sondern mit einem langgezogenen, zaghaften, sehr geduldigen und weit, weither, langsam, langsam schwingenden Vibrieren. Die gute Glocke von Moelendael war sich des angenehmen Umstandes vollkommen bewusst, dass sie keine Eile hatte und erst in einer Stunde wieder verpflichtet war, sich zum Lobe Gottes und der Bestimmung des Zeitfortschrittes zu schaukeln.

Während alledem entkorkte der Pastor von Moelendael ebenso langsam und frei von aller unanständigen Hast Flasche auf Flasche mit seinem Taschenkorkenzieher, den er, wie jeder kluge Mann von Grundsätzen, stets bei sich trug.

III.

Nun ging es leise gegen Abend zu. Die Sonne war eben hinter langen, violetten

Schleiern verschwunden, und die angenehmste Kühle lud mit freundlichem Fächeln zum Spaziergang ein.

Da fand Herr Klumpkerkl, dass die Zeit gekommen sei, den Anschauungsunterricht vom goldenen Zeitalter zu beginnen.

Es versteht sich, dass er zu diesem Zweck nicht seine kleine schwarze Mütze, sondern seinen grossen, glänzenden Zylinder aufsetzte, und zwar genau auf den erprobten und einzig richtigen Platz ganz nahe dem rechten Ohre. Auch sein Schäferstab durfte keineswegs fehlen, sondern musste, wie es sich gehört, sanft und regelmässig in der Luft pendeln, wie wenn ein unsichtbares Räucherfässchen an ihm hinge.

Als die drei Freunde so eine Weile fürbass gegangen waren, stiess Herr Klumpkerkl eine Tür auf und lud seine Begleiter ein, in ein kleines primitives Bauernhäuschen einzutreten. Was darin zuerst auffiel, war das schauderhafte Blumenmuster der Tapete, sowie das wagerechte Röhrenwerk eines ungeheueren Ofens, das einen grossen Teil des Raumes wurmartig durchmass. Auf einem der alten Mahagonistühle sass eine Frau von sympathischem Aeusseren, die sich

sofort gastfreundlich erhob und, als ob ihre Besucher zu keinem anderen Zwecke bei ihr eingetreten wären, als um eine Bildergalerie zu bewundern, sich augenblicklich als Kustodin von Kunstschätzen gerierte, indem sie den Herren eine Reihe alter Oeldruckbilder zeigte, die die Wände bedeckten. Da konnte man nun sehen, wie Kaiser Napoleon mit militärisch gelüftetem Dreimaster seinen Garden dankte, während daneben der lachende Jean sich höchst gefühllos gegenüber dem weinenden Jean aufführte, der von Wehmut schier zerrissen wurde. Es fehlte auch nicht der bekannte kleine Matrose, der zum ersten Male nach kühn überstandenen Stürmen und Schiffbrüchen aus fremden Landen in die heimatliche Hütte zurückkehrt und in einem bunten Taschentuche die Schätze Indiens und Südamerikas mit sich führt. Alle diese bunten Bilder waren sehr sauber mit Strohendchen eingerahmt und an den Ecken mit kirschfarbenen Bändchen verziert.

„Die gute Frau ist," bemerkte Herr Klumpkerkl leise, aber doch noch deutlich genug, dass sie es hören konnte, „so gut wie blind, und dennoch gibt es niemand,

der einen so guten Blick wie sie hätte, alte wertvolle Bilder zu entdecken und auf geschmackvolle Manier einzurahmen. Sehen Sie bloss hier den verlorenen Sohn! Ist das nicht wundervoll?"

Und er wies auf einen Oeldruck hin, wo man diese biblische Figur erblickte, umrahmt von Bäumen, die genau wie Schwämme aussahen, melancholisch damit beschäftigt, kleine blaue Schweine zu hüten, die anilinrote Rüben frassen.

„Ach Gott, ja, das ist wohl schön! Das ist wunderschön!" erklärte die gute Frau und wurde vor Freude fast so rot wie diese Rüben.

In einer Ecke stand ein Klöppelkissen.

„Sie klöppeln?" wandte sich Herr van Spetekerke an die Frau.

Herr Klumpkerkl antwortete statt ihrer. „Jawohl, Madame gibt sich ein bischen damit ab, Spitzen zu erzeugen. Ihr eigentlicher Lebenszweck aber ist, wie ich schon bemerkt habe, das Auffinden und Einrahmen alter Bilder von Wert."

Von diesem der Kunst der Malerei geweihten Orte führte Herr Klumpkerkl seine Gäste in ein anderes, etwas geräumigeres

Haus, das, reinlich wie dieses, in der Hauptsache gleichfalls von einem horizontalen Ofenrohre ausgefüllt war. Hier hingen von dem grün gestrichenen Mittelbalken der Decke Bündel von Stricken herab, gut geflochtene derbe Seile für Arbeitswagen, Trensen und Zügel.

„Jean," sagte Herr Klumpkerkl, „geben Sie uns ein Glas frisches Bier und zeigen Sie diesen Herren die schönen Stiefel, die Sie fabrizieren."

Wie der Mann das Wort Stiefel vernahm, wurde sein Gesicht von einem grossen Lächeln verklärt, und er holte hastig ein paar enorme Stiefel aus seinem Schranke. Wesentlich länger und weiter als normale Kanalräumerstiefel waren sie am Ende nicht, ihre Höhe aber wuchs über alles Menschliche hinaus, so dass man schon an das Märchen denken musste, wollte man sich eine Verwendung dieser turmartigen Fussbekleidungsstücke vorstellen.

„Ich habe noch mehr," versicherte Jean mit Selbstbewusstsein, und in der Tat beherbergte sein Schrank noch ein ganzes Vorratlager derartigen Schuhwerkes von Etagenhöhe, das für eine langbeinige Rasse

bestimmt zu sein schien, die bisher auf unserem Planeten noch nicht entdeckt worden ist.

„Jean ist ein guter Sattler," sagte Herr Klumpkerkl, „ja, ein ausgezeichneter Sattler; aber nur von Berufswegen; als Kunst betreibt er die Schusterei, und ich kann wohl sagen, dass zehn Meilen in der Runde keiner ist, der es ihm gleich täte."

Herr Barballe nahm einen bewundernden Ton an, indem er auf Französisch die Frage an Herrn Klumpkerkl richtete: „Aber, du lieber Gott, an was für eine Kundschaft von Giganten wendet sich denn dieser Stiefeldilettant mit seinen Ungetümen?"

„An gar keine," antwortete Herr Klumpkerkl, während der brave Jean sein glücklichstes Lächeln produzierte, weil er nur den Ton der Bewunderung, nicht aber den Sinn in der Frage des Herrn Barballe ergriffen hatte.

„Auch er selbst würde sie natürlich nicht tragen können," fuhr der Pastor fort, „da er ja darin verschwände; aber: kommt es vielleicht darauf an? Die Hauptsache für den Menschen ist, glücklich sein, und Jean ist es zweifellos, wenigstens stets dann,

wenn er, wie jetzt, das Werk seiner schuhkünstlerischen Hand betrachtet. Die heilige Katharina von Siena, um einen abergläubischen Vergleich heranzuziehen, kann die Wundmale des Herrn nicht mit grösserer Verzückung und Seligkeit betrachtet haben, als Jean die Stiefel seiner begeisterten Mussestunden."

Während sich die drei Freunde zum Gehen wandten, drang eine Art Tonleiter von heiseren Schluchzern in ihr Ohr; es war, wie wenn eine Brustkatarrhstimme in schmerzlichem Gesange ihre Leiden ausströmte.

„O Gott, was ist denn das," fragte Herr van Spetekerke. „Hier röchelt etwas auf höchst jämmerliche Manier, das allem Anschein nach vom goldenen Zeitalter ausgeschlossen ist."

Herr Klumpkerkl hatte für diese Bemerkung nur ein Lächeln der Ueberlegenheit, führte seine Gäste mit ein paar Schritten auf die Gegend zu, von wo die Klagelaute herklangen, und öffnete eine Gittertüre, hinter der man nun einen jungen Mann auf der Schwelle seines Hauses vor einem blühenden Kartoffelbeete sitzen sah, der mit Hingebung bemüht erschien, das Balg-

werk einer Ziehharmonika zu bewältigen. Es war ein Konzert, um Steine zu erweichen. Als der junge Mann aber den Pastor und die zwei Herren erblickte, liess er aus Höflichkeit das malträtierte Instrument sinken, doch gab ihm Herr Klumpkerkl ein aufmunterndes Zeichen, nur ruhig fortzufahren, und der Jüngling begann sofort aufs neue, die schöne blaue Donau in den versinkenden Tag hinaus zu lamentieren.

„Was ist nun der da?" fragte Herr Barballe.

„Der da ist nun eigentlich Schuster," sagte Herr Klumpkerkl; „ich aber habe, um ihn glücklich zu sehen, den Trieb zur Musik in seine Seele gesenkt, indem ich ihm diese Ziehharmonika schenkte. Er gibt sich ihrem Studium, wie Sie bemerkt haben werden, ohne Zuhilfenahme eines Lehrers hin, und es ist, wie Sie gleichfalls bemerkt haben werden, keine Frage, dass ihm dieses Studium die Quelle eines wahrhaft ekstatischen Genusses ist."

„Er macht ein Gesicht, als sähe er die heilige Cäcilia leibhaftig vor sich," bemerkte Herr van Spetekerke.

„Ich will hoffen, dass er eine etwas

wenigerabergläubischeVisionhat," erwiderte Herr Klumpkerkl; „sicher ist jedenfalls, dass er in diesem Augenblick das vollkommenste Glück geniesst, das auf Erden einem Sterblichen überhaupt beschieden sein kann."

„Aber sein Lebensunterhalt, sein Lebensunterhalt!" rief Herr Barballe aus. „Womit verdient er sich seinen Lebensunterhalt?"

„Gott, er pflanzt ein bischen Gemüse und wird seiner musikalischen Talente wegen von mir dazu verwendet, die Kirchenglocken zu läuten," erklärte Herr Klumpkerkl.

„Dann hätten Sie ihm aber auch gleich die Orgel anvertrauen können," meinte Herr van Spetekerke.

„Die ist schon besetzt, die spielt der Schreiner."

„Oder den Gesang," meinte Herr van Spetekerke.

„Nein, der wird vom Schlosser verübt," erwiderte Herr Klumpkerkl; „jedem sein Vergnügen! — Und nun verstehen Sie wohl meine Theorie vom goldenen Zeitalter."

„Ich gebe mir Mühe, sie zu ahnen," erwiderte Herr van Spetekerke.

„Ist sie denn so dunkel?" fragte mit er-

staunt emporgezogenen Augenbrauen der Pastor von Moelendael. „Und ist sie denn so neu? Ich für mein Teil bilde mir durchaus nicht ein, dass ich sie ganz allein und ohne Vorgänger erfunden habe. In einem Buche ist sie mir allerdings noch nicht begegnet. Ich musste mich, um sie aufzufinden, ohne jeden gedruckten Führer in das weite Reich der Menschheitsgeschichte selber begeben, und da habe ich mein Prinzip nun am klarsten bei den Franzosen gefunden. (Hierbei lüftete Herr Klumpkerkl seinen ungeheuren Zylinderhut in der Richtung auf Herrn Barballe hin, setzte ihn aber sehr schnell wieder auf und fuhr fort:) Trotzdem hat keiner der berühmten Denker dieser Nation dieses Gesetz begriffen oder entwickelt, obwohl die französische Sprache ein Schlagwort dafür besitzt, welches lautet: Le violon d'Ingres*). Ich aber, meine Herren, ich habe es verstanden, und ich bin weiter gegangen: ich habe es angewendet.

Wo auch immer Menschen leben mögen,

*) Unter violon d'Ingres verstehen die Franzosen das, was wir mit dem Ausdruck Steckenpferd bezeichnen, weil der berühmte Maler meinte, sein eigentliches Talent liege im Violinspielen.

gleichviel von welcher Hautfarbe, welcher Haarbeschaffenheit, und was sie sonst von den übrigen Menschen auszeichnen mag — in der einen Eigentümlichkeit sind sich alle gleich: dass sie den Beruf, die Kunst, das Handwerk, die Geschicklichkeit, die Fähigkeit, die sie dank einer Begabung oder infolge sonst irgendwelchen Einflusses erlernt haben, um damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, mit Unlust betreiben. Es ist das ihre Hausmannskost, ihre Werkeltagsuppe, die Alletagekartoffel — aber das Glück ist es nicht. Das Glück wohnt im Irrtum, in der Einbildung, in der stolzen Verachtung des Alltäglichen. Darin ist es zu Hause, darin ganz allein; und das habe ich, Klumpkerkl, begriffen, erfasst, systematisch angewendet. Lassen Sie mich um Gotteswillen zufrieden mit der kindlichen Hypothese Fouriers von der Harmonie durch die Liebe, von der Arbeit, die zum Genusse wird, indem sie dem persönlichen Geschmacksbedürfnis entspricht und so sich als eine persönliche Notwendigkeit begründet, als natürliche Begabung darstellt. Lassen Sie mich, bitte, zufrieden mit derartig ideologischen Konstruktionen. Die Wahrheit, meine

Herren, ist wesentlich paradox, und dies ist der Grund, warum man sie wohl im Leben, aber nicht in den Büchern und Systemen findet. Die Bücher definieren z. B. einen Bankier als einen Menschen, der sich für Zins und Zinseszins wesentlich interessiert. Falsch, meine Herren! Ein Bankier ist ein Mensch, der Musik machen und hören will; ein Mensch, der Wert darauf legt, dass man seiner Meinung über die letzte Oper Wert beimisst. — Ein krummbeiniger Professor der Grammatik steht vor Ihnen. Was ist das Ideal seines Lebens? Will er etwa seine grammatischen Fertigkeiten beweisen? Keine Spur: Er will, dass alle Frauen sich in ihn verlieben, und kennt keinen lebhafteren Traum als den, sich als Don Juan aufzuspielen. — Sie sehen einen Modeherrn mit korrektem Aeusseren seinen neuesten Anzug, das tadellose Werk des berühmtesten englischen Schneiders, spazieren führen. Darin beruht seine Begabung; das ist sein Beruf. Ganz richtig! Aber was ist sein Bestreben, worin empfindet er sein Glück? Darin, eine Meinung zu haben, Behauptungen aufzustellen — als ein Mensch von Geist genommen zu werden. — Haben Sie schon einmal einen Arzt ge-

sehen, der sich nicht für einen grossen Politiker gehalten hätte? — Und das weiss wohl ein jedes Kind, dass die Advokaten ihre eigentliche Bedeutung darin erblicken, die wandelnden Magazine der gesamten Philosophie aller Zeiten und Entwicklungsepochen zu sein.

Was wünscht ein Zivilist? Armeen zu befehligen. Was will ein Offizier? Seinen Abschied nehmen und Horaz übersetzen. Und von der gleichen Sehnsucht werden akademisch gebildete Magistratsbeamte beherrscht. Was war der Traum Ludwigs XVI.? Ein Schlosser zu werden. Als was wünschte sich Robespierre zu betätigen? Als Gemütsmensch. Wonach strebte Bismarck? Seinen Kohl zu bauen und auf breiten Parkwegen grosse Hunde spazieren zu führen. Worin erblickte Thiers seinen Beruf? In der Tätigkeit eines Geschichtsschreibers. Was wollte der alte steifbeinige Herr Grévy? Billard spielen. Herr Gladstone? Bäume fällen. Herr Carnot? Mit Ueberlegenheit einen schwarzen Frack tragen. Und Herr Felix Faure? In einem roten Frack zur Jagd reiten. Weshalb entliess Wilhelm II. den Fürsten Bismark? Weil er selber Bismarck spielen wollte. Und Sie, mein lieber van Spetekerke, was lieben Sie?

„Den Burgunder," antwortete der Gefragte, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern.

„Sie weichen mir aus, alter Freund," bemerkte mit Strenge Herr Klumpkerkl, „aber Sie entschlüpfen mir nicht. Meine Frage bezieht sich keineswegs auf Weinsorten; das wissen Sie wohl. Meine Frage bezieht sich auf Ihre Ingres-Geige. Die sollen Sie mir bekennen, und wenn Sie es nicht freiwillig tun, so will ich Sie zu dem Bekenntnis interrogatorisch zwingen. Sie sind ein Geschäftsmann, und Ihr Name glänzt im Antiquitätenhandel. Ihre Mitbürger würden sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, Sie zum Bürgermeister zu ernennen. Lebten Sie in einem republikanischen Lande, so würden Sie so gut wie ein anderer einen vortrefflichen Präsidenten abgeben. Aber alles dies würde nicht Ihr Glück ausmachen. Ihr Glück empfinden Sie nur dann, wenn Sie auf Ihrem Steckenpferdchen sitzen. Sie haben eins, alter Freund, Sie haben eins, gestehen Sie es nur ruhig ein."

„Nicht, dass ich wüsste," erwiderte Herr van Spetekerke mit Ueberzeugung. „Höchstens, dass ich meinem Garten gerne einige Sorgfalt widme."

„Nein, nein, nein," wehrte Herr Klumpkerkl ab. „Darauf will ich auch nicht hinaus. Aber bitte, was treiben Sie abends zu Haus, wenn Sie Ihre Geschäfte beendigt haben?"

Herr van Spetekerke setzte seine ernsteste Miene auf und antwortete fast feierlich: „Abends? Abends befrage ich die grossen Männer der Vergangenheit, aber ich tue es nicht aus oberflächlicher Neugierde, sondern aus dem Triebe nach tiefer Erkenntnis. Ist es so, Schwiegersohn, oder nicht?"

Der Schwiegersohn schwieg, aber Herr Klumpkerkl setzte sein Verhör fort: „Durch welches Mittel fragen Sie die grossen Männer der Vergangenheit?"

„Durch kein anderes, als das allgemein übliche: einen runden Tisch von mittlerem Gewichte," erklärte mit Festigkeit Herr van Spetekerke. Worauf Herr Klumpkerkl mit den Fingern schnippte und triumphierend ausrief: „Ergo! Da haben wir ja Ihre Ingres-Geige! In Ihrem Falle sieht sie aus wie ein runder Tisch von mittlerem Gewichte. Warum auch nicht? Sie kann jede nur mögliche Gestalt annehmen, und das Gewicht tut dabei überhaupt nichts zur Sache. Genug,

wenn Sie nur eine Geige haben, in Ihren Mussestunden darauf zu spielen, um glücklich zu werden. Ja, mein lieber Herr van Spetekerke, es ist schon so: Sie, der Sie nach dem übereinstimmenden Urteile aller Sachverständigen, wie selten ein Zigarren- und Antiquitätenhändler, dazu berufen sind, Töpfe, Stühle, Schränke, Kannen, Manuskripte und was weiss ich sonst noch für Gegenstände der Vergangenheit zu beurteilen, Sie wollen der Vergangenheit selber ins Angesicht sehen. Sie wollen Historiker sein."

„Na, und wenn schon!" bemerkte Herr van Spetekerke, indem er sein Kinn kriegerisch und auf alles vorbereitet etwas erhob: „was wäre denn Schlimmes dabei?"

„Habe ich jemals behauptet, dass irgend ein Steckenpferd etwas Schlimmes sei?" entgegnete der Pastor von Moelendael beinahe ungeduldig und mit einem Tone gelinden Aergers. „Habe ich mir erlaubt, den Ton irgend einer Ingres-Geige übel zu finden? Habe ich mich nicht vielmehr heute den halben Tag damit beschäftigt, Ihnen klar zu machen, dass es kein schöneres und angenehmeres Instrument gibt, als das des grossen

Klassikers der französischen Malerei? Van Spetekerke, Ihre Augen leuchten in der Erinnerung an die herrlichen Stunden, die Sie im Steckenpferd-Sattel zugebracht haben, im Sattel oder die Geige am Kinne; es ist mir ganz gleichgültig, welches Bild Sie vorziehen. Es gibt nichts Beglückenderes, als dieses Reiten oder Fiedeln! Und darum habe ich, Klumpkerkl, der praktische Menschenfreund, soweit es in meinen Kräften steht, diese Geige jedem Menschen in die Hand gegeben, der in meiner Nähe isst, trinkt, redet, atmet, sich schneuzt, schläft, schnarcht, und ich weiss, dass es die vernünftigste Tat meines Lebens gewesen ist, aus den Bewohnern von Moelendael eine Schwadron Steckenpferdreiter zu formieren, deren Exerzierplatz das Paradies ist, das ich auf diese Weise hier in diesem bescheidenen Dörfchen neuerdings etabliert habe. O, dass es doch das Schicksal gewollt hätte, mir ganz Europa zum Pfarrsprengel zu geben! Denn dann wäre ganz Europa glücklich und zufrieden. Sie können hier durch alle Häuser des Dorfes gehen, und Sie werden in jedem ein Menschenkind finden, das sich mit Hingebung einer Beschäftigung widmet, die es

nichts angeht, wozu es nicht die geringste Begabung hat, wovon es absolut nichts versteht, und in der es eben darum das Glück, die Zufriedenheit mit sich selbst, ja die Selbstbewunderung gefunden hat, die nun die weiche und angenehme Grundlage seines ganzen Lebens bildet. Hier allein: bei mir in Moelendael, wird wirklich jeder auf seine Fasson selig. Einzelne Beispiele habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen vorzuführen. Nun sollen Sie sich auch noch an etwas Allgemeinerem von der Richtigkeit meiner Theorie überzeugen. Das Haus, das wir hier vor uns sehen, ist die Schenke des Dorfes. Die Schenke eines Dorfes ist aber zugleich der Spiegel eines Dorfes. Treten wir in die Schenke ein! Sehen wir in den Spiegel!"

Die drei Männer sahen, als sie die Tür geöffnet hatten, einen grossen, gähnend leeren Raum vor sich, in dem zwischen ein paar Stühlen einige Tische gelangweilt umherstanden. Der Saal war schmucklos und nüchtern, wie eine reformierte Kirche, es sei denn, man hätte eine Unzahl grellfarbiger Geschäftsplakate für einen Schmuck erklärt. Eine alte Frau brachte für die

Besucher drei Stühle herbei, fragte aber mit keiner Silbe, ob sie etwas zu sich zu nehmen wünschten, sondern zog sich sofort zurück.

„Halt, Frauchen," rief sie der Pastor an, ‚wir möchten gern ein Glas Bier, wenn es geht."

„Gehen tuts schon," erwiderte die Frau, „aber angenehmer wäre es mir, wenn die Herren mit Kaffee fürlieb nähmen. Ich habe gerade welchen für mich gemacht."

„Wir möchten aber lieber Bier," erklärte der Pastor.

„Ich habe schon noch ein Restchen," sagte die Alte, „von dem, was wir selber trinken. Es wird nur freilich nicht mehr recht frisch sein."

Jetzt mischte sich Herr van Spetekerke ins Gespräch und fragte: „Ja, haben Sie denn kein Bier für Ihre Gäste, Frau Wirtin?"

„Gäste?" entgegnete die erstaunt, „was für Gäste? Bei uns wird Zwirn verkauft, oder auch Nadeln oder Seife. Zum Trinken geht man nicht in das Gasthaus von Moelendael."

„Und das scheint Ihnen ganz recht zu sein?" inquirierte Herr van Spetekerke.

„Aber freilich!" antwortete die Alte.

„Auf diese Weise hat man doch wenigstens seine Ruhe."

Herr Klumpkerkl triumphierte mit allen Muskeln seines Gesichts und sagte mit dem Tone eines Mannes, der die Quadratur des Zirkels soeben erfunden hat, nichts weiter als: „Na!?" — Dann fügte er hinzu: „Ich denke, wir erfrischen uns lieber bei mir zu Hause; auf Wiedersehen, Madame!"

„Auf Wiedersehen, meine Herren, ich bitte, mich bald wieder zu beehren."

Herr Klumpkerkl hob seine Arme zum Himmel auf und rief: „Was sagen Sie nun?"

Herr van Spetekerke nahm eine weniger enthusiasmierte Pose ein, indem er etwas geschäftsmässig erwiderte: „Einem Mann, der mitten im tätigen Leben steht und daran gewöhnt ist, sein Heil und den Fortschritt des Weltganzen in zielbewusster Berufsarbeit zu erblicken, fällt es schwer, die Wahrheit anzuerkennen, auf der Sie Ihr Experiment eines neuen goldenen Zeitalters begründet haben. Da ich aber nicht zu den Leuten gehöre, die sich gegen die Wahrheit sperren, so gebe ich Ihnen gerne zu, dass Ihnen das Experiment wenigstens für Ihr Dorf geglückt ist, und dass also Ihre

Wahrheit eine Art von Bestätigung erfahren zu haben scheint, wiederum wenigstens für den Umkreis Ihres Dorfes. — Indessen würde sowohl Ihre Wahrheit wie Ihr goldenes Zeitalter eine klaffende Lücke aufweisen, wenn nicht auch der Pastor von Moelendael sein Steckenpferd ritte, seine Ingres-Geige striche. Wie steht es damit, Verehrtester?"

„Bei mir," antwortete kühl Herr Klumpkerkl, „liegt die Sache doch wohl anders. Ich muss, eben um meines Experimentes willen, die Menschheit studieren, und das gehört schliesslich auch zu meinem eigentlichen Berufe. Auch genügt es mir vollkommen. Ich für mein Teil treibe keine Allotria."

„Hm," grunzte Herr van Spetekerke, „so so? . . . hm. Auch nicht, wenn die Tage kurz und die Abende lang werden?"

„Auch nicht, wenn die Tage kurz und die Abende lang werden," wiederholte mit Entschiedenheit der Pastor von Moelendael. „Ich studiere die Menschheit, und damit basta!"

Herr van Spetekerke nahm das Aussehen eines Mannes an, der aus Höflich-

keit schweigt, aber keineswegs vollkommen überzeugt ist.

In diesem Falle sekundierte ihm sein Schwiegersohn einmal.

IV.

Nun war der Abend wirklich da. Wäre es nach dem Wunsche des Herrn Cyprian Barballe gegangen, so würde er seinen Schwiegervater und Herrn Klumpkerkl im Pastorhause allein gelassen und sich fortgemacht haben, in die langsam verdunkelnde Landschaft hinauszuschreiten, einzig begleitet von seiner heimlich glimmenden Zigarre. Auf den grossen Weideplätzen, die das Dorf umgaben, würde es ihm wohl geworden sein in der angenehmen Kühle der allmählich heraufziehenden Nacht, neben sich kein lebendes Wesen, als die jetzt im Freien nächtigenden Pferde, die sich bei seinem Herankommen von ihren Grasbetten erhoben hätten, um den Fremdling zu beriechen. Dann wären auch die schwarzen, weissen und roten Kühe, die nicht weniger neugierig, aber viel langsamer sind, herangekommen und hätten ihn gleichfalls mit ihren feuchten Nasen begrüsst. Er würde

diesen Gruss durch freundliches Tätscheln auf den feisten Nacken erwidert, nichtsdestoweniger aber auch den Laubfröschen gelauscht haben, die des Abends so wundervoll klagend tiefsinnig zu singen pflegen, accompagniert von dem leisen Rauschen der Pappeln und den langgezogenen Akkorden des Windes. Mit welchem Genuss würde er es verfolgt haben, wie die Ebene allmählich alles Licht verlor, das zuletzt nur noch in wenigen Fenstern aufgefunkelt hätte. Mit Vergnügen hätte er das goldene Zeitalter des allein seligmachenden Herrn Klumpkerkl vergessen, und sein Gehirn hätte sich von allen Spekulationen befreit in dem Gedanken: Es ist doch eine angenehme Sache, abends in der Umgebung eines Dorfes spazieren zu gehen, wenn mildes Wetter herrscht und alle Ziehharmonikas sich ausser Hörweite befinden.

Herr Klumpkerkl war aber dieser Meinung nicht. Noch ehe Herr Barballe die Flucht hätte ergreifen können, war er sowohl wie sein Schwiegervater von dem gastfreundlichen Pastor in einen ausgepolsterten bequemen Sessel versenkt und mit Wein und Zigarren versehen worden, die nach

des Pastors Erklärung zu den besten gehörten, die ein sterblicher Mensch überhaupt geniessen könnte. So sassen die drei eine Weile schweigend beieinander, nur damit beschäftigt, ihre Flaschen zu leeren und ihre Zigarren in Dampf aufzulösen.

Als sie dies aber besorgt hatten, rief Herr Klumpkerkl seine Magd Hanke und wies sie an, etwas zu lüften. Hanke tat dies, indem sie die guillotinenartigen Fenster in die Höhe schob, fragte, ob sie noch etwas zu besorgen habe, erhielt die Antwort, dass sie schlafen gehen könne, und entfernte sich.

„Welches Steckenpferd reitet eigentlich Hanke?" fragte Herr Barballe.

„Das haben Sie nicht bemerkt?" antwortete der Pastor.

„Nicht, dass ich wüsste," entgegnete Herr Barballe.

„Diese Antwort gibt Ihnen die Höflichkeit ein," lächelte Herr Klumpkerkl. „Unser Diner muss es Ihnen deutlich gezeigt haben, dass das Steckenpferd der guten Hanke das Kochen ist. Aber mich geniert eine etwas phantastische Küche gar nicht."

„Ich fand unser Mittagessen so phantastisch

nicht," erklärte Herr van Spetekerke. „Ich fand es vielmehr gut und überlegt."

„Nun, ich will es nicht leugnen," erwiderte der Pastor, „ich habe ihr etwas helfen lassen. Im übrigen aber, wie gesagt, genügt mir persönlich vollkommen, was Hanke auf der Ingres-Geige kocht."

Nach einer kleinen Pause gab sich Herr van Spetekerke einen Ruck und sagte: „Mein teurer Freund! Auf die Gefahr hin, Ihnen zudringlich, indiskret, unhöflich zu erscheinen, muss ich doch meine Frage wiederholen, auf welchem Steckenpferde Sie Ihrer seligen Gemeinde voranreiten?" Da brach der Pastor ganz unvermittelt in ein brüllendes Gelächter aus und rief: „Was!? E i n Steckenpferd? Das wäre noch schöner, wenn der Pastor von Moelendael bloss e i n Steckenpferd hätte."

Herr Barballe murmelte: „Eines davon besteht vermutlich in der Leidenschaft, abends ohne Licht zu bleiben."

„Sehr richtig bemerkt," erwiderte trockenen Tones Herr Klumpkerkl.

Herr van Spetekerke nahm sich seines Schwiegersohnes an und sagte: „Sie müssen bedenken, mein lieber Freund, dass mein

Schwiegersohn erst seit kurzer Zeit sich in unserem Lande aufhält und daher mit unseren patriarchalischen Gewohnheiten noch nicht vollkommen vertraut ist. Infolgedessen hat er auch noch nicht begriffen, dass man ganz natürlicher Weise abends ohne Licht bleibt. Er ist eben ein Ausländer und hat die schlechten Angewohnheiten seiner Heimat noch nicht vollkommen von sich abgestreift. Er liest abends."

„Und dazu braucht er Licht?" fragte mit erstauntem Tone Herr Klumpkerkl.

„Allerdings: dazu braucht er Licht," sagte Cyprian Barballe spitzigen Tones. „Soviel ich weiss, ist das die einzige Manier, abends zu lesen."

„Die einzige?" sagte Herr Klumpkerkl geheimnisvoll, ging aber doch als höflicher Mann zu einem Ecktisch und zündete dort eine kleine Nachtlampe an.

„Sie sind doch wahrhaftig der geborene Triumphator," wandte sich Herr van Spetekerke zu seinem Schwiegersohn. „Selbst mein Freund, der Pastor, der niemals von seinen Gewohnheiten abweicht, unterwirft sich nun und zündet eine Lampe an. Ein verfluchter Tausendsasa sind Sie, Herr Barballe."

Dieses Lob war Herrn Cyprian Barballe höchst unbequem, und so sagte er: „Aber ich bitte Sie, Herr Pastor, lassen Sie sich doch meinetwegen nicht in Ihren Gewohnheiten stören."

„Ich tue meine Pflicht," erwiderte Herr Klumpkerkl dumpf.

„Also, wie Sie wollen, Herr Pastor," entgegnete Herr Barballe, „aber bleiben Sie sonst wirklich des Abends in einer vollständigen Finsternis?"

Der Pastor, immer noch in dumpfem Tone, erwiderte: „Durchaus nicht. Ich lasse auf meinem Korridor eine Lampe brennen, und das Licht davon dringt unter der Türe auch in das Zimmer ein. Aber lassen wir das. Bitte, nehmen Sie noch eine Zigarre."

* * *

Die drei feurigen Punkte leuchteten durch das Zimmer, das im übrigen noch dunkel genug geblieben war, weil Herr Klumpkerkl vor die Nachtlampe einen kleinen Schirm gestellt hatte.

Da wurden die Gäste des Herrn Klumpkerkl von einem seltsam streichelnden Gefühle angenehmen Staunens ergriffen über

den ganz wunderbaren Wohlgeschmack, den die eben angezündeten Zigarren hatten. Der Duft, der von ihnen ausging, war ganz zauberhaft. Dabei erschien Herr Klumpkerkl von ihrem Glimmlichte wie bengalisch beleuchtet.

„Das sind mal gute Zigarren," bemerkte van Spetekerke.

„Das glaub ich! Ganz ausgezeichnete Zigarren!" erwiderte Herr Klumpkerkl.

„Und wie sie leuchten!" rief Herr Barballe erstaunt aus.

„Jawohl," wiederholte Herr Klumpkerkl, „wie sie leuchten!"

„Wo haben Sie die denn her?" fragte Herr van Spetekerke.

„Aus Maransata in Ostindien," antwortete Herr Klumpkerkl.

„Und die Firma?"

„Ein Freund von mir erzeugt sie und schenkt mir zuweilen einige. Sie kommen nicht in den Handel!"

„Was der tausend!" rief der Zigarrenhändler aus. „Zigarren, die nicht in den Handel kommen? Das ist doch merkwürdig! Und es sind so vorzügliche Zigarren."

„Und sie kommen durchaus nicht in den

Handel," wiederholte Herr Klumpkerkl mit fast gehässiger Bestimmtheit. Und, wie wenn er jede weitere Frage in dieser Angelegenheit verhindern wollte, lenkte er das Gespräch von den Zigarren ab und sagte: „Also, Herr Barballe hat unsere Gewohnheiten noch nicht alle angenommen?"

„Leider nein;" antwortete Herr van Spetekerke, „zumal unser protestantischer Begriff von der Würde des Familienoberhauptes stösst bei ihm auf einen beharrlichen und fatalen Widerstand."

„Das nimmt mich Wunder, van Spetekerke," sagte mit Lebhaftigkeit Herr Klumpkerkl, „obgleich es ja immerhin sein kann, dass Ihre Leidenschaft, nächtlicherweile die Vergangenheit zu beschwören, den Ihren etwas wunderlich erscheinen mag und vielleicht auch imstande ist, Ihre Autorität ein klein wenig zu beeinträchtigen!"

„Ich nehme Ihren Ausspruch, der eines sanften Vorwurfes nicht entbehrt, mit der ganzen Ergebenheit an," erwiderte Herr van Spetekerke, „die ich nicht bloss Ihnen, dem Freunde gegenüber, empfinde, sondern auch Ihrem geheiligten Stande entgegenbringe, der Sie gleich einem Brustpanzer der Auto-

rität umgibt und Ihre Person allerdings gegen das leiseste Geprickel von Stichegleien feit, wie Sie sie gegen mich soeben anzuwenden die grosse Güte hatten. Aber meine kleinen Unterhaltungen mit der Vergangenheit sind es durchaus nicht, die meine Autorität untergraben. Sie können es schon deshalb nicht sein, weil ich meine Beschwörungen stets auf eigene Faust betreibe: denn mein Schwiegersohn (er wird nicht anstehen, es mir zu bestätigen) zeigt auch nicht die mindeste Neigung, mir dabei zu assistieren."

Herr Barballe nickte und sprach: „Wie sollte ich auch, da ich gar keine Beziehungen zur Vergangenheit habe und durchaus aus der Gegenwart her bin?"

„So? Meinen Sie? Woher wissen Sie es denn, dass Sie aus der Gegenwart her sind, Herr Barballe?" inquirierte Herr Klumpkerkl.

„Du lieber Gott, ich habe die Empfindung so," antwortete Herr Barballe.

Herr Klumpkerkl blies eine so gewaltige Wolke vor sich hin, dass die Zigarre knisterte und man hätte glauben können, sich in London zu befinden, wenn der

dichte Nebel um die weissen Gasflammen kreist. Dann sagte er: „Meine Wenigkeit ist davon nicht so vollkommen überzeugt."

*

Warum Herr van Spetekerke in diesem Augenblicke die Bemerkung machte: „Sapperlot, ist das eine gute Zigarre!" ist schwer zu entscheiden. Sicher ist, dass Herr Klumpkerkl diesen logischen Seitensprung mit Unzufriedenheit wahrnahm und ihn mit den Worten tadelte: „Darum handelt es sich jetzt nicht."

Herr van Spetekerke fühlte, dass er sich gegen die guten Geister der Höflichkeit und Freundschaft vergangen hatte, und gab dies zu, indem er sprach: „Sie haben recht, ehrwürdiger Freund, Sie haben recht. Darum kann es sich nicht handeln in einem Augenblicke, wo wir davon überzeugt sein müssen, dass kein Zug mehr von Moelendael abgeht, und wir keine Ursache haben, darüber betrübt zu sein, da wir uns ja im Banne des goldenen Zeitalters befinden."

Herr Klumpkerkl war augenblicklich besänftigt und drückte dies mit dem ganzen Takte seiner schönen Seele aus, indem er

seinerseits sprach: „Nichts für ungut, alter Freund. Ich wollte nur sagen, dass es sich augenblicklich lediglich um das Problem handelt, die Harmonie in Ihrem Hause neuerdings auf der Autorität meines Freundes van Spetekerke als Familienoberhaupt zu stabilitieren. Gott weiss, dass ich Ihnen dazu mit all meiner Freundschaft helfen möchte, wie auch mit der Autorität, die Sie meinem geistlichen Stande beizumessen die grosse Freundlichkeit haben, vielleicht auch mit meiner Ihnen heute bekannt gewordenen Methode der Ausfindigmachung eines praktischen und bequemen Steckenpferdes für Ihren Schwiegersohn."

Statt diese Idee mit gebührendem Dank aufzunehmen, wie es der Pastor wohl erwartet hatte, hob Herr van Spetekerke beide Hände abwehrend empor und rief aus: „Ach du lieber Gott, Ihre Methode! So vortrefflich sie sich bei den Einwohnern von Moelendael auch bewährt haben mag: in meinem Hause ist es gerade die Ingres-Geige, die eine Dissonanz in unserem Familienkonzerte hervorgerufen hat."

Herr Klumpkerkl war ein Bild des Erstaunens und richtete sich in dem Nebel,

der ihn umgab, empor, so dass sein Haupt daraus hervorragte, wie der Gipfel einer alpinen Majestät aus den Wolken, und rief: „Ganz unmöglich!"

Herr van Spetekerke erschrak zwar über diese Entschiedenheit seines Gastfreundes, fand aber doch den Mut, ausdrücklich zu erklären: „Es ist so, wie ich sage. Mein Schwiegersohn hat sich ein durchaus unpassendes Steckenpferd zugelegt. Er bildet sich ein, etwas von Altertümern zu verstehen."

„Da muss ich doch sehr bitten, Schwiegerpapa," protestierte Herr Barballe.

Herr van Spetekerke liess sich aber keineswegs einschüchtern, sondern begann einen heftigen Frontalangriff, indem er sich im bestimmtesten Tone von der Welt zu seinem Schwiegersohn wandte, wie folgt. „Mein lieber Cyprian, es gibt nur eine Art, ein Kenner von Altertümern zu sein, und das ist die, der ich meine Kapazität auf diesem Gebiete verdanke. Diese Art nenne ich die positive, autoritative, auf dem festen Boden der Erfahrung, aus der Tiefe des Instinktes, mit den Ergebnissen direkter Forschung, von Gnaden angeborener Be-

gabung ausgeübte, kurz gesagt: die schöpferische. Ihre aber, Herr Barballe, ist eine schlechte, ungenügende und ganz belanglose Abart. Denn sie gründet sich lediglich auf Lektüre. Niemals, Herr Schwiegersohn, werden Sie auf diese Weise auch nur den Schatten eines Rufes erwerben, wie ich ihn besitze."

„Ganz Holland ist voll davon," bestätigte Herr Klumpkerkl.

„Nicht bloss ganz Holland!" erklärte Herr van Spetekerke. „Mein Ruf ist international. In Paris, Rue Richelieu, gegenüber der Bibliothek, in Berlin, Unter den Linden, nahe den Museen, in München im Museum selbst, in Vichy, Tarascon, Evian, Karlsbad, Kolberg, Neapel — überall, wo ich meine sichtbaren oder unsichtbaren Filialen habe, lebt und webt und wirkt mein Ruf."

„Nicht auch in Belgien?" fragte Herr Klumpkerkl.

„Schweigen Sie mir von diesem Lande!" rief Herr van Spetekerke aus. „Das ist kein Land für ehrliche Antiquitätenhändler. Dort blüht der phantastische Schwindel. Ein Land, in dem Muscheln, mit Bildern drauf, verkauft werden! Ein Land, wo man die Frech-

heit hat, Muscheln zum Kauf anzubieten, die altvlämischen Dialekt reden sollen, wenn man sie an das Ohr hält! Ich perhorresziere dieses Land!"

„Also schön, reden wir nicht von Belgien," suchte Herr Klumpkerkl zu begütigen.

„Oh, es ist haarsträubend, welchen Beleidigungen ich jetzt in meinem Hause ausgesetzt bin," schluchzte Herr van Spetekerke. „Hat nicht dieser mein Schwiegersohn da, angesichts einer alten Delfter Platte zu behaupten gewagt, sie sei nicht authentisch? Und hat nicht seine Frau, meine Tochter, so sehr alle Kindespflicht vergessen, dass sie seiner Meinung ausdrücklich beipflichtete? Und hat nicht, was noch schlimmer ist, seine Schwiegermutter, meine eigene Frau, die Ruchlosigkeit gehabt, gleichfalls in dieses Konzert boshaften Widerspruchs einzustimmen, so dass ich in meinem eigenen Hause in die Minorität gebracht, ja im eigentlichen Sinne an die Wand, in die Ecke gedrückt worden bin? Und alles dies, obwohl ich selbst diese Platte (ich kann Ihnen die Rechnung noch zeigen) in Delft nach einem sehr alten und schönen Muster habe machen lassen und persönlich das Ge-

äder von Sprüngen, die das Alter gewährleisten, hineingemacht habe?"

„Was? Kann man denn das?" fragte Herr Klumpkerkl.

„Natürlich kann man das," erklärte mit Bestimmtheit Herr van Spetekerke, „vorausgesetzt, dass man ein schöpferischer Antiquar ist und nicht bloss ein Mensch, der seine Wissenschaft aus den Büchern her hat. Man stellt die Platte in eine Ecke, verschafft sich eine Spinne und lässt diese ihr Netz darüber weben. Dann kommt man ihr mit einer Säure zu Hülfe und erhält so allen Staub der Vergangenheit, alle Linien, die die Hand der Zeit nur immer auf einem Gegenstand hat einzeichnen können. — Was ist es, was ein Ding alt macht? Etwa die Zeit? Unsinn! Die Zeichen der Zeit! Ist denn ein Topf, der in der Vitrine eines Museums ohne jede Spur von Alter unverschämt neu erglänzt, eine Antiquität, bloss weil er zufällig vor zweihundert Jahren gemacht worden ist? Nein! Die Erzeugnisse meines Genies sind die einzigen wahrhaft guten und wahrhaft schönen Altertümer, denn der Geist des Alters ist ihnen eingeprägt. Ich für meine Person pfeife auf jede wirkliche Antike, die

nicht antik aussieht. Und ich bin stolz darauf, dass ich Antiquitäten herstelle, die die Stimmung der Vergangenheit in sich tragen und ausstrahlen. Diese Art produktiver, positiver Kennerschaft und Schöpferkraft auf dem Gebiete des Antiquitätenhandels ist wohl ein bischen mehr wert, Herr Barballe, als Ihr pedantisches Herumschnüffeln in allen Stilen mit Hilfe der Krücken einer Büchergelehrsamkeit aus zweiter Hand."

Herr Klumpkerkl empfand wiederum das Bedürfnis, den Strom des Gespräches in ein anderes Bett zu lenken, und fragte: „Wie machen Sie eigentlich das mit den Spinnennetzen?"

„Was soll ich machen? Ich mache gar nichts. Ich lasse die Spinne machen," antwortete Herr van Spetekerke.

„Sehr schön," erwiderte Herr Klumpkerkl. „Dass Sie die Spinnenfäden nicht selbst a posteriori hervorbringen, konnte ich mir wohl denken. Aber wie halten Sie sie dann in Form jener Rissäderungen auf den Poterien fest?"

„Damit verhält es sich, mein sehr verehrter Freund," antwortete Herr van Spetekerke, „wie mit der Herkunft gewisser

Zigarren, die nicht im Handel sind. Auch meine Methode ist nicht im Handel und wird als Geschäftsgeheimnis betrachtet."

„Seh' mal einer an! Ein Geheimnis," sagte Herr Klumpkerkl und lächelte. „Da könnten wir vielleicht einen kleinen Tauschhandel machen. Ich sage Ihnen das Geheimnis mit meinen Zigarren, und Sie sagen mir das Ihre mit Ihren Spinnen."

Herr van Spetekerke lehnte aber ganz kurz und kühl ab: „Lieber Freund, ich finde die Zigarren vortrefflich und rauche sie sehr gern bei Ihnen, doch gelüstet es mich gar nicht, das Geheimnis zu lüften, das ihre Herkunft verhüllt. Man muss nicht Mitwisser aller Dinge sein. Es ist besser für die Nerven."

„Wie Sie wollen, Herr van Spetekerke," sagte Herr Klumpkerkl, ohne weiter in seinen Freund zu dringen.

Es war kein Zweifel, dass die Wendung, die das Gespräch genommen, allerseits mit Missbehagen empfunden wurde. Klumpkerkl sagte nichts, van Spetekerke sagte nichts, und Barballe konnte nichts sagen, weil er eingenickt war. Das Schweigen dauerte gut zwei Minuten. Plötzlich wurde es durch

die seltsame Bemerkung van Spetekerkes unterbrochen, die er mit der ganzen Autorität eines im Verkehr mit Geistern erfahrenen Mannes abgab: „Klumpkerkl, soeben hat ein Geist den Schirm von Ihrer Nachtlampe weggerückt."

„Das muss ein dummer Teufel von einem Geist gewesen sein," erwiderte trocken der Pastor von Moelendael.

„Klumpkerkl, mein teurer Freund, ich bitte Sie dringend, mir zu erlauben, dass ich an Ihren Tisch komme," fuhr Herr van Spetekerke fort.

Herr Klumpkerkl aber entschied recht entschieden: „Bleiben Sie, bitte, wo Sie sind, und lassen Sie mich mit Ihren abergläubischen Geschichten zufrieden!"

Trotzdem sprang der ganz aufgeregte Herr van Spetekerke auf und tastete sich durch den Zigarrendampf zu dem Tisch. Kaum dass er aber in dessen Nähe gekommen war, erklang eine dünne Stimme: „Tolpatsch! Können Sie nicht ein bischen Obacht geben? Sie gehen auf meinen Hühneraugen spazieren!"

Van Spetekerke retirierte eiligst zu seinem Lehnstuhl, in den er sich wie gebrochen fallen liess.

Mit einer Stimme voller Zweifel und Angst sagte er: „Klumpkerkl, das können doch nicht Sie gewesen sein, der mich eben so angefahren hat?"

Klumpkerkl antwortete: „Ich pflege mich höflicher auszudrücken."

Van Spetekerkes Stimme wurde noch bänglicher: „Wer also war es, der mir diesen Rüffel erteilt hat? Ich muss es erfahren; ich werde ein Zündholz anstreichen."

Dass ihm dieses Wort zur Hälfte im Mund stecken blieb, daran war eine schallende Ohrfeige die Ursache, die auf sein Antlitz niedersauste und deutlich im ganzen Zimmer vernommen wurde.

„Das geht zu weit, Klumpkerkl!" erklärte mit Empörung der Händler in echten Antiquitäten und Tabaken.

Herr Barballe reinigte aber den Pastor sofort von dem schmerzlichen Verdacht, seinem Gastfreunde eine Backpfeife versetzt zu haben, indem er sehr ruhig und bestimmt erklärte: „Dass Sie soeben eine Ohrfeige gekriegt haben, lieber Schwiegervater, ist über jeden Zweifel erhaben, aber ebenso sicher ist, dass nicht Herr Klumpkerkl es war, der sie Ihnen verabreicht hat, denn er

hat sich ganz gewiss nicht aus seinem Schlummerstuhl erhoben."

„Umso nötiger ist es, dass ich Licht mache," erklärte Herr van Spetekerke und rieb in demselben Augenblick ein Wachszündholz an, in dessen Licht er seinen Freund tatsächlich in friedlichster Pose dasitzen sah, ebenso wie seinen Schwiegersohn. Ausser Zigarrenqualm füllte nur noch die absoluteste Stille den kleinen Raum.

„Dort funkelt Gold! Was ist das?" fragte Herr van Spetekerke.

„Das ist eine Sammlung Klassiker," antwortete Herr Klumpkerkl, „denen ich, ihrem inneren Wert entsprechend, vergoldete Rückenschilder habe aufkleben lassen."

Herr van Spetekerke war offenbar ausser sich, und so fuhr er ganz unvermittelt mit den Worten auf seinen alten Freund los: „Wenn unsere alte Freundschaft jetzt einen fühlbaren Stoss bekommen hat, so weise ich jede Verantwortung deswegen von mir. Nur Sie sind Schuld daran."

„Ich?" rief Herr Klumpkerkl aus, „ich? Was habe ich denn auf dem Gewissen? Ich habe Ihnen nicht sagen wollen, woher ich

meine Zigarren habe. Das ist alles. Ist das aber ein Grund, in Raserei zu geraten?"

„Und warum verweigern Sie mir die Auskunft?" fragte mit bebender Stimme Herr van Spetekerke.

„Sie haben mir eine andere ja auch verweigert," erwiderte Herr Klumpkerkl.

Jetzt fühlte Herr Barballe den Augenblick gekommen, seine guten Dienste als Vermittler anzubieten, und er sprach: „Meine Herren! Es ist ganz ausgeschlossen, dass zwei Biedermänner, wie Sie, die dazu bestimmt sind, einander zu verstehen, zu schätzen und zu lieben, auf die Dauer miteinander verzwistet sein sollten. Vernunft und Gefühl verlangen es gleichermassen gebieterisch, dass die alte Harmonie wieder hergestellt wird. Zum Glück gibt es ein Mittel dafür, das keinem von Ihnen schwer fallen kann: Sie brauchten bloss ein jeder sein Geheimnis aufzugeben."

Kaum hatte Herr Barballe diese wohlgesetzte Rede beendet, da lehnte sich Herr Klumpkerkl, wie wenn er lauschte, ein wenig in seinem Lehnsessel vor und rief zweimal hintereinander: „Spinne! Spinne!" Dabei wuchs seine Stimme gewaltig und

strömte baritonisch empor zum Plafond und klang nicht mehr wie die Stimme eines einzelnen, sondern wie die Stimme der antiken Chöre, die Minerva anriefen, dass sie erscheinen möge, um zu sehen, was in dem Palast des Königs vor sich gehe. Und: „Spinne!“ wiederholte der Pfarrer von Moelendael. „Darf ich sprechen? Erlaubst Du mir, zu reden, obwohl ein Schändlicher hier zugegen ist, der sich erdreistet, Deine hohen Künste zur Aufbesserung seiner Finanzen zu missbrauchen!? O, Spinne, göttliche Spinne, deren Tempel der weite Himmel ist, der Baum, der Busch und der Balken, Spinne, deren Anfang, Mittelpunkt und Ende überall und nirgends ist, die Du Deine Verstecke in dem Himmel hast und das Feld Deiner Tätigkeit in allen Winkeln, vergibst Du ihm sein Verbrechen? Wenn es so ist, so teile es mir mit in Gestalt der Hausspinnen, die mein niederes Dach mit ihrer Gegenwart verschönen.“

Herr Klumpkerkl erhob beschwörend seine beiden Arme und stiess eine gewaltige Rauchwolke von sich. Blasse Spitzen Dampfes rollten und zackten sich im Dunkeln auf, während kleine Wölkchen durch ein

paar Lücken der Läden und über die Schwelle her das Zimmer durchfuhren.

„Ja!“ erscholl es im höchsten Diskante, „und zum Zeichen dafür werde ich die Nachtlampe auslöschen.“

Jetzt erschien das Zimmer ganz dunkel bis auf einen unendlich blassen Streifen Mondlicht, der durch die Läden flimmerte.

Aber da entzündete sich am Plafond ein kleiner heller Schein, zuckte hin und her, griff wie mit kleinen Ärmchen um sich, rundete sich kugelig ab und ward zu einer niedlichen kleinen Frau in einem rosaroten Plüschleibchen mit sehr langen mageren Armen, die von der Decke herabschwebte und eine Flasche mitbrachte, die wie ein rosig angehauchter Diamant schimmerte.

Klumpkerkl erhob sich feierlich, holte fünf Gläser und füllte sie aus der Flasche.

Die kleine Dame hatte sich mittlerweile gesetzt. Man konnte ihr glänzendes Leibchen deutlich sehen; ihr Gesicht aber, das wie aus schwarzer Gaze gemacht schien, die mit zwei Stahlperlen besetzt war, konnte man nur ganz undeutlich erblicken.

„Jetzt haben Sie mich wohl gesehen, meine Herren,“ sagte die kleine Dame,

„nun will ich aber auch meine grosse Schwester holen und ausserdem die Bedienung übernehmen."

Mit diesen Worten erhob sie sich, trippelte durch das Zimmer, schien plötzlich irgendwo hinaufzuklettern, irgend woher wieder herabzusteigen, und alles dies dem Anschein nach zu dem Zwecke, überall im Zimmer kleine glänzende Punkte zu entzünden, von denen der eben noch ganz mit Dampf erfüllte Raum allmählich heller und heller wurde, so dass man deutlich sehen konnte, wie sich aus einer Ecke eine grosse, graue, majestätische Gestalt erhob, die langsam ins volle Licht kam, sich zu den übrigen setzte, ihr Glas ergriff und es leerte, indem sie sprach: „Prosit allerseits!"

Nun kam aber auch die Kleine im rosa Leibchen wieder herbeigelaufen und nahm gleichfalls ihr Glas. In dem hellen Lichte war es Herrn van Spetekerke und seinem Schwiegersohn jetzt möglich, ihr Aeusseres genauer zu unterscheiden. Das Gesicht, das vorhin wie schwarze Gaze ausgesehen hatte, erfreute sich in Wirklichkeit eines sehr rosigen und munteren Teints, von dem sich das blanke Schwarz höchst lustiger

Augen auf das lebhafteste abhob, ebenso, wie zu ihrem rosa Mieder der rauchfarbene Rock scharf abstach. Der Teint der Grossen, die von einem eckigen und dürren Körperbau war, spielte deutlich ins Gelbliche, und ihre grauen Augen hatten etwas Trockenes und Hartes, wie denn ihr ganzes Wesen den Eindruck von grauer Trockenheit machte.

Eine Weile geschah nichts, als dass man schweigend den blassrosafarbenen Wein trank. Dabei nahm die Luft des Zimmers eine an Punsch erinnernde Feuerfarbe an, in der Herr Barballe und van Spetekerke gespensterhaft bleich erschienen, während Herr Klumpkerkl nur um so frischer und rosiger aussah.

Der Pastor von Moelendael schien überhaupt seine gute Laune vollkommen wiedererlangt zu haben.

„Sehen Sie," sagte er, „diese zwei weiblichen Wesen da . . . aber ich will Ihnen doch lieber erst die gewünschte Auskunft geben, van Spetekerke! Was Sie da rauchen, ist nicht aus Tabakblättern gedreht, sondern Kraut der ‚Königin der Nacht', untermischt mit Victoria regia und Blütenblättern einer ganz winzig kleinen, ganz sanft rosafarbenen

Erika, die ausschliesslich in Meniagkaban, im Lande der Malayen, wächst. Der Samenstaub des heiligen Lotos verbindet diese Kräuter gleich einem Puder, und so ergibt das Ganze die Essenz der Träume, dank einem Rezepte, das hindostanische Priester und arabische Propheten gemeinsam entdeckt haben, als sie sich im Archipel begegneten, dessen jetzt leider europäisch übertünchte Eingangspforte Batavia ist. — Nun wird es Ihnen wohl klar sein, warum diese Zigarren bei uns nicht im Handel sind, und warum ich mich nicht sogleich entschlossen habe, ihre Herkunft zu enthüllen. — Jetzt aber zu den zwei Damen, denen ich Sie vorzustellen die Ehre habe! Es sind meine zwei geduldig vereinten, geduldig gehegten, geduldig gewärmten Seelen. Bisher habe ich nur sie aus mir herausgezogen. Aber in diesem Ofen sehen Sie Unterlagen genug zu weiteren zukünftigen Materialisationen in Gestalten ganzer Bündel von Spinneweben, die auch noch einmal Leben annehmen sollen."

Die eckige, graue, trockene Dame erklärte mit einer etwas barschen Altstimme: „Das glaube ich nicht."

„So, das glaubst Du nicht?“ wandte sich Herr Klumpkerkl zu ihr. „Hast Du vielleicht früher geglaubt, aus mir geboren zu werden, Theologie? Nein, Du hast es nicht, und darum ersuche ich Dich, nicht schon im voraus Deine bescheidenen Schwestern mit Deinem Spotte zu verfolgen, die ich Dir noch zu geben gedenke.“

Jetzt mischte sich auch die Kleine im rosa Leibchen ins Gespräch, indem sie Herrn Klumpkerkl beistimmte: „Bescheiden, o ja, sehr, sehr bescheiden.“ — Darauf schwenkte sie sich etwas im Kreise und zog, man konnte durchaus nicht merken, woher, eine rosig leuchtende Flasche hervor.

„Es ist genug mit dem Getränke, Amphore,“ protestierte der barsche Alt der Eckigen.

Aber Herr Klumpkerkl war der Meinung des roten Leibchens und entschied: „O nein, Theologie, es ist noch nicht genug, denn, wie Du siehst, sind meine Freunde noch nicht rubinfarben.“

Die Eckige remonstrierte: „So schenke wenigstens bloss halbe Gläser ein!“

„Nein: volle!“ entschied Herr Klump-

kerkl. „Ich denke nicht daran, mich Freunden gegenüber lumpen zu lassen."

Herr van Spetekerke, als Mann von Gefühl und Höflichkeit, erhob sich und drückte Herrn Klumpkerkl sehr fest die Hand, indem er sprach: „Dank für dieses Freundschaftswort! Herzlichen, aufrichtigen Dank! Es ehrt und erquickt mich in tiefster Seele."

Herr Klumpkerkl seinerseits erwiderte den Händedruck mannhaft und gefühlvoll und gab ihn an Herrn Barballe weiter.

Dann aber sprach er: „So sind Sie denn also eingeweiht in den Inhalt meiner Nachtwachen, deren Resultat Sie vor sich haben, oder, um mich Ihrer heiteren Ausdrucksweise zu bedienen: Sie hören die Musik, die ich auf meiner Ingres-Geige erzeuge. — Wieso ich dazu kam? Nun: Sie werden es sehr begreiflich finden, dass ich, nachdem ich das goldene Zeitalter in meinem Pfarrsprengel etabliert hatte, auf die Idee kommen musste, auch mir darin einen kleinen Fleck zu sichern. Mein persönliches Glück war allerdings nicht so leicht zu konstruieren, wie das meiner guten Moelendaeler, denn ich kann wohl sagen, dass eine ziemliche Portion Intellektualität zu ihm gehört, und

zwar eine Intellektualität, die ihr Mass nicht ausser sich, sondern nur in sich selber findet . . . Wir sind unter uns, und so will ich es Ihnen nicht verheimlichen, dass ich ein ziemlich differenziertes Wesen bin, ein Klumpkerkl, in dem zwei Klumpkerkl stecken. — Den einen glauben Sie zu kennen; wenigstens sehen Sie ihn; aber es gibt noch einen andern, den man nicht so ohne weiteres erblickt, obwohl auch er Ihr Freund ist. Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, sich etwas zu mir herüberzuneigen, so werden Sie ihn etwas oberhalb meines rechten Augenlides ziemlich deutlich unterscheiden können. Es ist dies, wie ich hinzufüge, nur des Abends und nur in dieser Art Helligkeit möglich, die eine rein geistige Helligkeit ist. — Bitte, genieren Sie sich gar nicht, neigen Sie sich nur ganz nahe her zu mir und sehen Sie den Punkt an, den ich Ihnen bezeichnet habe."

„Wahrhaftig!" erklärte Herr Barballe. Und: „Wahrhaftig," pflichtete Herr van Spetekerke bei; „es ist wie eine Art Miniaturausgabe, eine sehr verkleinerte Medaille Ihres Selbst!"

Herr Barballe, der auch in diesem feier-

lichen Augenblick seine boshafte Seele nicht verhehlen konnte, bemerkte: „Da können Sie mit Ihrer Tischklopferei nicht 'ran, verehrtester Schwiegerpapa!"

„Sie sind und bleiben doch ewig der Gleiche," erwiderte Herr van Spetekerke. „Nichts auf der Welt kann geschehen, das Ihnen nicht sofort einen Dolch in die Hände drücke, ihn mir ins Herz zu stossen. Es ist das eine Charaktereigenschaft, die ich weder bewundere, noch um die ich Sie beneide. Aber ich gebe gerne zu, dass mein Freund Klumpkerkl mit dieser Leistung alles übertroffen hat, dessen ich selbst mich jemals auch nur wünschend getraut habe."

„Ich sehe noch was!" rief mit ungeheucheltem Erstaunen Herr Barballe aus. „Auf der andern Seite der Stirne des Herrn Klumpkerkl bemerke ich ganz deutlich, wenn auch in flüchtigen Umrissen, das Porträt der beiden reizenden Personen, deren Gegenwart uns die Freundlichkeit des Herrn Pastors beschert hat."

„Aber ohne die Füsse, nicht wahr," fragte Herr Klumpkerkl.

„Welche Füsse?" fragten die beiden.

Herr Klumpkerkl murmelte etwas Un-

verständliches von Spinnenfüssen und nahm dann rasch einen kleinen Handspiegel zur Hand.

„Nein," erklärte er, „es sind keine Runzeln; man sieht die Füsse noch nicht. Das hat aber seine gute Bewandtnis. Sie dürfen ihre Füsse noch nicht dort anbringen, weil sie den Anderen noch Platz machen müssen, die noch geboren werden sollen, Gott weiss wann, denn dies alles braucht Zeit. Würden sie jetzt schon ihre Füsse ausstrecken und sich nach Wohlgefallen auf der ganzen linken Oberfläche meiner Stirn ausbreiten wollen (denn auf der rechten haben sie kein Recht, da dort ein für allemal die Spiegelung meines zweifachen Innern etabliert ist), so könnte ich die anderen Spinnenschöpfungen, die ich bereits vorbereite, wenn sie einmal fertig sein würden, nicht mehr logieren, und das wäre ebenso bedauerlich für mich, wie vor allem für das Dorf."

„Wieso für das Dorf?" fragte van Spetekerke.

„Weil ich die Hoffnung hege," antwortete Herr Klumpkerkl, „es von meinen Erfindungen eines Tages profitieren zu lassen."

„Sie wollen also, wenn ich Sie recht

verstehe," fragte Herr van Spetekerke, „einige von Ihren Spinnen — abgeben?"

„Ich denke nicht daran," erklärte der Pastor: „suum cuique, d. h. jedem seine Spinne. Aber ich habe vor, meine Entdeckung zu veröffentlichen und so zu illustrieren, dass ein jeder aus dem Gewebe seiner eigenen Spinnennetze imstande sein soll, seine eigenste und persönlichste Spinne zu entwickeln. So, wie ich selber diese hier entwickelt habe. — Für die Kleine im rosa Leibchen habe ich sorgfältig die Spinnennetze gesammelt, mit denen im Keller meine Weinflaschen sich umgeben haben, und ich habe diese liebenswürdige Kleine (Amphore ist ihr Name) ohne viele Mühe zustande gebracht. Ein paar Beulen am Kopfe hat es mich ja gekostet, wenn ich ohne Licht in den Weinkeller hinunterstieg, um sie Faden für Faden zu sammeln, aber es war doch immerhin leichter als die Erzeugung der anderen, der Theologie, die ich mir in langen Geduldsproben aus den Spinneweben auf meinen alten Bibeln zusammensuchen musste. Es steht zu vermuten, dass ich auch heute noch nicht fertig damit wäre, wenn mir nicht meine kleine Amphore eines

Abends den Rat gegeben hätte, meine alten Bibeln in den Weinkeller zu tragen."

„Das weiss Gott, Herr Klumpkerkl," grollte die Eckige, „dass Sie vor meiner Geburt etwelche Zwiegespräche mit Amphore gepflegt haben. Ich habe es wohl bemerkt aus allerlei Andeutungen in Ihren Unterhaltungen, die Sie auch in meiner Gegenwart oft und gerne fortsetzen."

„Aber meine teure Theologie! . . ." warf mit betrübtem Tone Herr Klumpkerkl ein.

Herr van Spetekerke aber rief heftig aus: „Ich für mein Teil begreife vollkommen, welches Vergnügen Sie in den Unterhaltungen mit dieser niedlichen Amphore im rosa Leibchen empfinden. Wenn es nach mir ginge, würden auch wir uns jetzt hauptsächlich mit ihr unterhalten."

Amphore errötete, soweit es bei ihrer ohnehin rosigen Hautfarbe noch möglich war, vor Vergnügen, und erklärte mit schneller Bereitwilligkeit: „Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung mein Herr, und bin immer bereit, wenn es sich darum handelt, liebenswürdige Herren einzuspinnen, ihnen die Gegenwart so rosig zu färben, als es nur irgendwie möglich ist." Mit diesen

Worten zog sie wiederum, und wiederum, ohne dass man wusste, woher, eine leuchtende, granatfarbige Flasche aus dem Nichts.

Madame Theologie aber erhob sich mit einem eckigen Ruck und erklärte: „Herr Klumpkerkl! Ich ziehe mich zurück! Amphore hier ist ja in der Tat die Aeltere, aber allgemein genommen und von Rechts wegen ist sie, wie Sie nicht werden leugnen wollen, die Jüngere von uns beiden, und ich kann es nicht mit ansehen, wie sie sich hier aufführt."

„Euer Zwist zerreisst mir mein Herz," rief Klumpkerkl aus und sank in seinen Schlummerstuhl zurück. Herr Barballe aber bemerkte mit einem Seitenblick auf seinen Schwiegervater zur Theologie: „Ich begreife, Madame, dass Sie sich verletzt fühlen, aber gehen sollten Sie deswegen doch nicht. Ich für mein Teil werde, wenn ich mich mit Fräulein Amphore unterhalte, leise sprechen."

Herr van Spetekerke murmelte: „Weiss der Himmel, für welche Sünden ich mit einem Schwiegersohn bestraft worden bin, der immer und ewig gegen mich Partei nehmen muss!" Dann wandte er sich gleichfalls zur Theologie und sagte mit Höflichkeit: „Ich

bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich Madame beleidigt haben sollte. Auf alle Fälle wird mein Schwiegersohn alles wieder gut machen, indem er sich ausschliesslich mit Ihnen unterhalten wird."

Aber weder die Worte des Schwiegersohnes, noch die Worte des Schwiegervaters waren imstande, die Theologie in ihrem einmal gefassten Entschlusse zu beeinflussen. Sie machte eine eckige Verbeugung und sprach: „Ich gehe! Auf Wiedersehen, Herr Pastor!"

Und sie zerschmolz.

„Sie wird morgen ganz böse und unausstehlich sein," erklärte Herr Klumpkerkl, wie sie weg war. Amphore aber streichelte dem Pastor die Wangen und sagte: „Nur keine Angst, Klumpkerkelchen. Ich werde sie schon zur Vernunft bringen. Zwar bliebe ich viel lieber noch eine Weile bei Euch, aber die Hauptsache ist, dass ich sie noch einhole. Ein paar Flaschen will ich aber doch noch vorher herbeischaffen." Und sie produzierte wiederum aus dem punschfarbenen Lichte des Zimmers eine Reihe rubinfarbener Flaschen.

Dann zerschmolz auch sie.

*

„Das muss man sagen, Klumpkerkl," erklärte Herr van Spetekerke, „langweilen tun Sie sich nicht."

„Nicht eine Minute," erwiderte Herr Klumpkerkl kurz.

„Aber sagen Sie mal, Herr Pastor," fragte Herr Barballe, „was für ein wunderbarer Wein ist das?"

„Er ist g u t , meine ich," erwiderte Herr Klumpkerkl.

„Ausgezeichnet," bestätigten Schwiegervater und Schwiegersohn.

„Dann vergessen Sie ja nicht, sich von Hanke das Rezept geben zu lassen," sagte Herr Klumpkerkl. „Sie macht ihn aus den Johannisbeeren meines Gartens. Es ist das Steckenpferd meiner Johannisbeeren, zu Wein zu werden. — Wie ich schon gesagt habe, und wie ich zu sagen nie aufhören werde: Die Ingres-Geige, das ist die ganze Frage."

III

Der Mann mit dem porösen Schädel

Eine Reise durch Flandern liess mich in Centéglises Station machen.

Warum auch nicht? Es gab da in einem alten Gemeindehaus ein paar alte Bilder zu sehen.

Allerdings kommt mir die Manier, jeder verräucherten Ölschwarte frisch nach ihrer Entdeckung auf irgend einem Speicher sofort den oder jenen berühmten Namen anzuheften, ein bisschen allzu hurtig und skrupellos vor. So schreibt man, seitdem vor etwa 20 Jahren Memling in die Mode gekommen ist, dem wunderbaren Meister vom Rheine wirklich ein bisschen zu viel zu, nämlich nicht bloss einige tatsächlich interessante und schöne Holztafelbilder, sondern auch eine Unmasse von uninteressanten Stricheleien braver Kunstjünger auf alten Schildern und Votivtafeln, denen man lediglich nachsagen kann, dass sie in ehrlicher Angst entstanden sind.

Ich wage mich im allgemeinen zu der Anschauung zu bekennen, dass infolge der

gewaltig gelehrten deutschen und der mit gewaltig vielen Belegstücken hantierenden italienischen Kritik die vlämischen Kunsthistoriker einer bedenklichen Neigung verfallen sind, allzu eifrig und lückenlos die Geduldsprobenbeweise zahlloser Biedermänner der Vergangenheit zu sammeln, die, als sie lebten, ihr Brot davon hatten, dass sie der höchst löblichen Gewohnheit dienten, der zufolge man damals die Häuser sowohl aussen wie innen bunt zu bemalen pflegte. Ursprünglich hatten es diese braven Malersleute nur darauf abgesehen, die Türen und Fenster zu betünchen, sorgfältig, sauber und wiederholt, und zwar die Türen blau, die Fenster aber in zwei Grün, nämlich einem dunkleren für den allgemeinen Rahmen und einem helleren für die besondere Einrahmung der kleinen Schiebescheiben. Dann machten sie sich an die Zimmerdecken, denen sie entweder einen roten, einen braunen oder einen grünen Anstrich verliehen. Nun aber wurden sie kühner und schmückten die Wandverkleidung des Treppenhauses sehr prächtig mit den Erzeugnissen jener wagemutigen Kunst aus, die man das Marmorieren heisst, d. h. sie liessen geschickt auf dem

geschmeichelten Kalk die üppigsten Marmoräderungen von Paphos und Carrara entstehen. Und, da sie dies vermocht hatten, fanden sie, dass der Malerpinsel wohl auch noch weiterer Hexereien fähig wäre, und so liessen sie, fortan vor keiner Kühnheit mehr zurückschreckend, über den gemalten Marmor gemalte Brokattapeten herabfallen, Brokattapeten, meine Herrschaften, die in brillanten Farbeneffekten, weiss Gott, etwas leisteten. Jetzt aber war der Teufel des Ehrgeizes in ihnen los, und sie griffen nach höherem Lorbeer, wobei sie aber, was zu ihrer Entschuldigung erwähnt zu werden verdient, nicht bloss von Ruhmbegierde, sondern auch von der Erwägung geleitet wurden, dass ein geschmeichelter Auftraggeber eine leichtere Hand beim Bezahlen der (allerdings ohnehin kaum übertrieben grossen) Rechnung haben möchte: sie taten ein übriges und erboten sich, als Zuwage, sozusagen, die Gesichtszüge des verehrten Hausherrn oder seiner werten Gemahlin oder des verehrungswürdigen Fräuleins Tochter auf der Leinwand farbig festzuhalten, so gut es eben in ihren Kräften stand. — Dagegen lässt sich nicht das Geringste einwenden, und ich

denke gar nicht daran, diese freundliche Übung zu tadeln. Mir drängt sich nur die hochachtungsvoll ergebene Frage auf: Ist das ein genügender Grund dafür, von derartigen langweiligen und unbeholfen gemalten Herren- und Damenantlitzen (teils von vorne, teils von der Seite) ganze Stapel in die Museen zu stopfen und die höfliche Unterschrift: „Unbekannter Meister" darunter zu setzen? — Die staatliche Kunstkritik Frankreichs braucht sich zu dieser Frage nicht zu äussern. Unsere französische Kritik ist im allgemeinen gegen Anfälle einer so verwegenen Begeisterung durch das Serum des ebenso bequemen wie beliebten Prinzips gefeit, ein Bild überhaupt erst dann für beachtenswert zu halten, wenn der Name seines Urhebers die akademische Aichung erhalten hat. Dadurch wird das Kapital der Nation an anerkannter alter Kunst vor übermässigem Anschwellen bewahrt, oder, wenn man das vielleicht nicht unbedingt für einen Vorteil halten will: dieses Prinzip hat den angenehmen Effekt, dass sich in den Sälen der französischen Schule unserer Museen keine *ganz* schlechten Bilder befinden. Die *ganz* guten sind ja auch nicht dort:

es herrscht das tüchtige Mittelmass; aber das ist nur ein weiterer Beleg dafür, dass unsere staatlich bestellte Kunstkritik harmonisch mit den übrigen weisen Einrichtungen unseres Landes und mit der wohl temperierten Art unserer regierenden und akademischen Kreise überhaupt übereinstimmt.

Die vier Bilder des Gemeindehauses waren übrigens nicht von den ganz uninteressanten.

Hätte ich nicht das Glück gehabt, auf nur leider zu kurzen Wanderungen durch Museen voll wirklich schöner mittelalterlicher Werke die Originale davon zu sehen, so würde ich gewiss sehr zufrieden gewesen sein. Für den Herrn Ratsschreiber aber, der mit Centéglises als Bürger durch Vererbung, Gewohnheit und Amt eng verbunden war, bedeuteten die vier eine Versammlung von Wundern, die er mit von Stolz geblähter Seele vorzeigte. Ich war nicht barbarisch genug, seine Hochgefühle abzukühlen, und so entschloss sich der brave Mann gerne, einen Schlüssel zu holen und aus einem Schranke weiteres zu produzieren: ein paar mittelmässige Goldschmiedearbeiten und eine Reihe sehr schöner Spitzen.

„Da haben Sie nun also," bemerkte er

dazu, „den Kern und Keim unseres zukünftigen Gemeindemuseums: Gemälde und andere Kunstgegenstände. — Wir werden bald den Vorzug geniessen, dass uns zwei direkte Züge täglich mit dem allgemeinen Verkehr verbinden. Dann, wenn der Zufluss der Fremden begonnen haben wird, werden es auch die wenigen Zweifler erkennen, wie wichtig es ist, den Gästen aus der Ferne in einem guten Gemeindemuseum die Merkwürdigkeiten unseres Gemeinwesens zeigen zu können. — Unsere Stadt eignet sich überhaupt vorzüglich als Besuchsort für Fremde. Centéglises eine tote Stadt zu nennen, ist ein grosses Unrecht. Es sind noch nicht acht Tage her, dass hier eine Fabrik sehr bequemer und verkäuflicher Stühle eröffnet worden ist. Das Dutzend davon zu zwanzig Francs in den Handel gebracht, werden sie wie warme Semmeln abgehen. Ausserdem hat sich eine Gesellschaft zur Hebung der Qualität unserer Biere gegründet. Sie werden noch Wunder erleben, mein Herr, verlassen Sie sich darauf."

Ich verabschiedete mich von diesem höflichen Patrioten, indem ich ihm versicherte,

dass ich zweifellos sehr bald zu der Überzeugung kommen werde, in Centéglises eine Stadt bewundern zu müssen, deren Schönheit zu immer wiederholten Besuchen einlädt. Dann ging ich nach dem Parke zu, so rasch, als es das Pflaster dieses Gemeinwesens erlaubt.

Weiss Gott, Centéglises ist eine alte Stadt; das muss ihr der Neid lassen. Der bündigste und sowohl aus- wie eindruckvollste Beweis ihrer Eigenschaft als Antiquität ist ihr Pflaster, das einen vollkommenen Überblick über alle Steinarten gewährt, die in den verschiedensten Perioden der Menschheitsgeschichte zum Pflastern von Strassen verwendet worden sind, und nicht bloss über die Steine selbst, sondern auch über die verschiedenen Techniken, mit denen man sie zu Pflasterungsmaterial machte. Die rundlichen Steine des 18. Jahrhunderts, die Steine des Rokoko finden sich da brüderlich enge vermischt mit den scharfkantigen Kieseln der roheren und kräftigeren Gothik; der revolutionäre Asphalt ist dagegen von den konservativen Vätern dieser antiquarischen Stadt ihren Strassen ferne gehalten worden.

Ich schlug ein sehr schnelles Tempo im Gehen ein; denn, um es offen zu bekennen: obwohl mir eine so revolutionäre Seele zu eigen ist, wie nur sonst einem, und obwohl ich neuen Ideen mit aller Inbrunst anhänge, glaube ich dennoch, wie alle Franzosen, da man doch wenigstens an ein Buch zu glauben das Bedürfnis hat, an die dogmensichere Unfehlbarkeit des Buches, in dem die Fahrpläne der Eisenbahnen niedergelegt sind. Die aus tausend Erfahrungen und Überlieferungen wie mit Elementargewalt entstandene Bewunderung, die uns die zu einer Art neuem Naturgesetz erhobene Pünktlichkeit unserer französischen Bahnen einflösst, die Regelmässigkeit und unwandelbare Ordnung, mit der bei ihnen alles in ein felsenfestes System gebracht ist: Abfahrt, Entgleisung, Bezahlung des Billets; die geschäftliche Weisheit, mit der sie eine Verbesserung des Materials immer erst dann zugestehen, wenn sie durchaus nicht mehr vermieden werden kann: alles dies übertrug ich, ohne viel zu überlegen, auch auf die Verwaltung der Schienenstränge, die nicht den Vorzug haben, unser Land zu überspannen, und so überliess ich mich denn auch in Centéglises

dem vaterländisch gewohnten Vertrauen auf die unbedingte Zuverlässigkeit des Fahrplan-Buches. Ich war vollkommen überzeugt, auf dem Abfahrtplatze den kleinen Zug mit den bekannten grünen Wägelchen vorzufinden, die mich zu dem grauen Gras, den grauen Wellen und dem an diesem etwas traurigen Tage gleichfalls grauen Himmel des Meeres befördern sollten, wo die puppenhaft niedlichen Landhäuser mit ihren übereinandergebauten hellen Holzveranden stehen. Indessen, so gewiss die grünen Käfterchen nach dem Fahrplane hätten da sein sollen, so wenig waren sie in Wirklichkeit da. Ich wandte mich mit einigem Erstaunen an den ehrenwerten Gastwirt um Auskunft, der neben dem Abfahrtplatze etabliert ist, und erhielt den Bescheid, dass der Zug heute fünf Minuten früher abgegangen sei, weil er es gerade sehr eilig hatte. Dabei wurde auch nicht ein Schatten von Ironie auf dem feisten und ernsthaften Gesichte wahrnehmbar, das im übrigen das Gepräge einer durch nichts aus dem sicheren Gleise unerschütterlicher Ruhe zu bringenden Gemütsverfassung trug.

„Die Gesellschaft," fügte dieses Sinn-

bild vollkommenster seelischer Harmonie seiner Auskunft hinzu, „verpflichtet sich nicht, ihre Züge zu bestimmten Zeitpunkten abgehen oder ankommen zu lassen.“ Um diese erstaunliche Bemerkung zu erhärten, wies der Mann, der offenbar Aktionär war, auf einen kleinen Anschlag an der Mauer seines Hauses hin, worauf es klar zu lesen stand, dass er eine Tatsache bekundet hatte. Dem gegenüber musste jede Einwendung verstummen. Der Fahrplan ist gewiss eine Institution von Festigkeit und Dauer. Aber ein Maueranschlag hat auch seine Autorität.

So blieb mir denn, da vor dem nächsten Morgen kein Zug mehr fuhr, nichts anderes übrig, als Centéglises noch einmal zu durchstreifen.

Die drei Kirchen der Stadt sind ganz nett; schade ist nur, dass man sie, allerdings gestützt auf die Angaben der Kunstgelehrten des Ortes, allzu polychrom behandelt hat. Man verfolgte damit die Meinung, ihnen auf diese Weise getreulich und pietätvoll das Aussehen zu verleihen, das sie vor Alters gehabt hatten, in den Zeiten, als Centéglises seinen Namen noch in der Tat trug, indem es die Glut seiner Gebete mit hundert

Pfeilen gen Himmel sandte. — Auch ein paar gute Bilder sind da. Aber es hat seine Schwierigkeit, ihre Schönheit ohne sinnliche Ablenkung zu geniessen, da man sie nur in Gegenwart der geschwätzigen und einen starken Persönlichkeitsduft verbreitenden Küster betrachten darf.

Aber die Kanäle von Centéglises: was sind die schön in ihrer wundervollen Ruhe des lautlosen Dahingleitens! Schwäne schwimmen auf ihnen zwischen Wasserrosen. Ich langweilte mich durchaus nicht angesichts dieser sanften, stillen Schönheit und kam zu dem Schlusse, dass es am Ende gar so schlimm nicht sei, hier geblieben zu sein.

Nach dem Essen spazierte ich nochmals durch die Stille und begab mich dabei auch in das durcheinandergeschlungene Netz der kleinen Gässchen, wo Madonnen und Heilige aus bemaltem Gips über kleinen Laternen beschaulich hängen. Da kommt man an Brücken über Wassern vorbei, die nicht rauschen, sondern nur ganz, ganz leise und sanft lange grüne Strähne von Wasserpflanzen um die Pfeiler schmiegen. Der Mond hatte das bleiche Ansehen einer tragischen Maske und warf bald hier-, bald dorthin auf dunkle

Wolkenschatten einen düstern Glanz. Einsam hallte mein Schritt.

Auf einmal befand ich mich im freien Felde, wo sich lange Baumreihen im Undurchsichtigen einer vollkommenen Stille verloren. Ich gab mich dieser Verbannung in das Leere eine Weile mit Genuss hin, ehe ich wieder in die Strassen zurückkehrte. Die schienen jetzt unendlich lang, und es war dunkel in ihnen wie in Schläuchen. Kaum dass man die winzig kleinen, ganz verschlossenen Häuser gewahrte, von denen sie gebildet wurden. Von Zeit zu Zeit umrankte den Stundenschlag die Musik des Glockenspiels; sonst war es totenstille, und ich ging, ging, ging, unbekannte Strassen hinauf, unbekannte Strassen hinab, ohne die geringste Idee, ob ich mich so dem Hotel näherte, zu dem ich schliesslich gelangen wollte. Einmal kam ich wieder ins Freie, wo es ganz so war wie vorhin, und ich war immer, immer ganz allein, allein in dieser eingegeschlafenen Stadt. Es war wie das Wandern in den unabsehbaren Gängen eines riesigen Klosters. Die Stadt schien von allem Lebendigen verlassen. Nicht die Spur eines Lichtes drang durch die Glinzen der

verschlossenen Läden. Ich fand mich darein und sagte mir, dass, wenn ich immer so weiter ginge, ich wohl schliesslich auch irgendwo hinkäme. Da hörte ich plötzlich einige Schritte vor mir sagen: „Das ist doch merkwürdig, sehr merkwürdig!" und ein schwarzes Etwas löste sich von einer Mauer ab. Dieselbe Stimme dann wieder: „Sie sind gewiss fremd hier, mein Herr, und haben sich verirrt, da Sie um diese Stunde spazieren gehen. Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" — „Ich möchte vor allem etwas Feuer," antwortete ich. Denn ich litt schliesslich darunter, in dieser lichtlosen Gefangenschaft mitten in der Finsternis einer für mich unentwirrbaren Stadt kein Streichholz zu haben, wo mir doch das Glimmfeuer einer Zigarre wenigstens ein kleines Licht und imstande gewesen wäre, die immer undurchdringlicheren Wandschatten um etwas zu erhellen. Denn jetzt eilten tiefschwarze Wolken, eine Herde riesiger, russfarbener Ungeheuer, quer über den Himmel und bedeckten das bisschen Mondlicht ganz, mit dem der Gemeinderat von Centéglises allzu ausschliesslich für die Beleuchtung seiner Strassen rechnete.

—„Das ist leicht zu machen," sagte der Unbekannte, und er liess mit einem freundlichen Grusse die kleine blaue und gelbe Flamme aufleuchten, an der ich meine Zigarre anzündete.

—„Darf ich Ihnen eine Zigare anbieten?"..

—„Danke, ich habe selbst."

Und er entzündete ein neues Streichholz, das mir länger als das vorige zu brennen schien, und, ganz in Übereinstimmung mit der geheimnisvollen Umgebung, für das Feuer zu einer Zigarre etwas beinahe zu Feierliches hatte. Während ich ihn beim anhaltenden Scheine seines Zündholzes so betrachtete, schien es mir, als seien mir seine Gesichtszüge nicht unbekannt. Ich sagte ihm das.

—„Mir ist es auch so, als müsste ich Sie kennen", erwiderte er, „aber ich kann bisher nur nach dem Tone Ihrer Stimme urteilen. Wenn Sie mir erlauben, Sie auch noch in Ruhe zu betrachten?" Damit zog er aus seiner Tasche eine kleine Kerze und zündete sie an. In ihrem Licht betrachteten wir uns einander so lange, bis ein kleiner Luftzug die ohnehin schon flackernde Flamme zum Tanzen brachte.

—„So geht das nicht", sagte der Unbe-

kannte, „ich sehe Sie nur sehr bruchstückweise. Würden Sie mir vielleicht die Ehre geben, Sie etwas bequemer betrachten zu dürfen, ich meine: sitzend und daher in Ruhe? Sie brauchten nur die Güte zu haben und einer Einladung zu einem Glas Bier zu folgen, die uns gar nicht weit weg von hier führen würde, nämlich in die Schänke zum Vlissinger Wappen."

—„Gut," erwiderte ich, denn ich fühlte wahrhaftig das Bedürfnis, diesem Netz von Dunkelheit auf eine Weile zu entkommen.

Wir überschritten eine kleine Brücke, unter der sich ein dichter Nebel fast unmerklich dahinschob, und kamen nach ein paar Minuten vor ein Haus, das geradezu hermetisch verschlossen schien; wenigstens war an ihm nicht die geringste Spur von Leben oder Licht zu bemerken. Es war, als hätten seine Bewohner, wenn es deren gab, alle Eingänge, durch die ein Geräusch heraus- oder hineinkommen konnte, mit Schweigen verklebt und verstopft.

—„Ich glaube, hier schläft schon alles", sagte ich zu meinem Gefährten.

—„Vielleicht doch nicht", antwortete der.

Er klopfte mit dem Zeigefinger an die

Türe. Erst ganz leise, dann etwas stärker, und schliesslich entschloss er sich, den Türklopfer zu nehmen, liess ihn aber nur sehr langsam und mit unendlicher Vorsicht fallen. Der Laut, den er dadurch hervorbrachte, war äusserst schwach. Dennoch sagte mein Begleiter sogleich: „Sie haben uns gehört."

Ich horchte mit äusserster Aufmerksamkeit hin und vermochte so in der Tat hinter der Türe ein Geräusch zu vernehmen, wie wenn eine Maus hinter einer Holzverschalung sich bewegte. Dann wurde es um eine Wenigkeit stärker, schliesslich schlürften Pantoffeln herbei, die Türe öffnete sich, und es erschien, eine kleine Lampe in der Hand, eine Frau.

—„Ich bins," sagte der Unbekannte.

—„Das dacht ich mir", sagte die Frau. „Treten Sie nur ein, Herr van Ormans!"

Van Ormans? Der Name löste keine Erinnerung in mir. Eine zufällige gegenseitige Ähnlichkeit, weiter nichts. Oder sollte . . . nein, ich kenne keinen van Ormans . . . Währenddessen hatte die Frau, die uns aufgemacht hatte, das Licht einer grossen über uns hängenden Lampe aufgedreht und damit einem mächtigen eichenen

Tisch, zwei Strohstühlen und einer aus gelben und schwarzen Schnüren geflochtenen Matte, die den Boden bedeckte, Licht gegeben.

—„Zwei Trappisten!“ bestellte mein Begleiter.

Während die Frau sich entfernte und ich ihr mechanisch mit den Augen folgte, hatte ich Gelegenheit, einige Einzelheiten der Stube zu bemerken. Auf einem hohen Kaminsimse glänzte Zinngeschirr; unter dem Lichte der Lampe blinkte an einer Wand wie ein ferner Stern ein Spiegel; auf die paar weiteren Tische, die im Schatten standen, legte die Lampe nur etwas wie eine fahle Decke von Licht. — Nun kam die Frau zurück, oder vielmehr: aus dem dunklen Hintergrunde löste sich ein unbestimmtes Weiss, nahm Körper an und näherte sich, eine Flasche in der Hand. Sie setzte die Flasche und zwei Gläser nieder, legte eine Pfeife vor meinen Begleiter hin und zog sich wieder in den Schatten zurück.

—„Ist sie fort?“ fragte ich.

—„Nein, sie ist noch da.“ Und richtig: auf einem Stuhle irgendwo schnaufte etwas,

schien aber dann sogleich wieder in denselben lautlosen Schlaf zu verfallen, der diese Stube, dieses Haus, diese Strasse, diese Stadt beherrschte.

—„Nun", begann mein Gefährte, „erkennen Sie mich?"

—„Ich denke noch nach."

—„Ich erkenne Sie aber, obgleich Sie sich verändert haben. Wahrscheinlich habe ich mich aber noch mehr verändert, als Sie."

Was ich vor mir sah, war ein etwas bleiches, etwas aufgedunsenes Gesicht und eine Andeutung von blonden Haaren. Aber die Augen, die musste ich schon einmal gesehen haben. Es waren blaue Augen von einem leeren, unbestimmten Blick, ganz merkwürdige Augen: wie entstellende Spiegel. Ja: die musste ich schon einmal gesehen haben.

—„Herr van Ormans?" sagte ich.

—„Herrn van Ormans kennen Sie nicht."

—„Eben das wollte ich sagen. Ich hörte Sie Herrn van Ormans nennen und erinnere mich niemandes mit diesem Namen. So haben wir uns beide doch wohl geirrt; was aber nicht hindert, dass es mir sehr angenehm ist, Ihnen begegnet zu sein."

—„Nein, Sie kennen Herrn van Ormans nicht“, bestätigte der Unbekannte mit einem träumerischen Ausdrucke. „Niemand kennt Herrn van Ormans, und es hat wahrhaftig auch gar keinen Zweck, den zu kennen. Van Ormans, mein Herr, ist ein Name ohne jeden Klang, höchstens gut genug, dass ihn der Brauer, der Wirt, der Schneider und dergleichen Leute nennen. Ein ganz einfältiger, belangloser Name. Dennoch aber der Name meines Vaters, des Vaters meines Vaters und so auch der meine. Weiss Gott, ein abgeschmackter Name.“

—„Ich finde, dass er hier sehr wahrscheinlich klingt und famos in die Lokalfarbe dieser Stadt passt“.

—„Dieser Stadt, ja, das habe ich mir auch schon gesagt; aber ist das etwa ein Trost? — Wird Ihr Gedächtnis noch nicht wach?“

—„Es schläft so tief wie vorhin.“

—„Erinnern Sie sich vielleicht an einen Mann namens Michel Larbaleste?“

—„Michel Larbaleste? Richtig: ja! Er machte Verse und war aus dieser Gegend. Sie sind Michel Larbaleste?“

—„Noch einen Trappisten!“ rief der

wunderliche Herr und begann, gewissenhaft seine Pfeife zu stopfen. Das weise Etwas hatte sich sofort von der Mauer gelöst, trat in den Lichtkreis, stellte eine Flasche auf den Tisch und zerfloss aufs Neue geräuschlos.

Michel Larbaleste, mein Herr, ist tot. Ich habe ihn in einen tiefen Keller geworfen, wohin kein Licht dringt, nachdem ich ihn mit seinen eigenen Händen erdrosselt habe. Hinter ihm her geworfen habe ich die Nummern der Revüen, in denen er sich gespreizt hat. Ein Glück, dass der Verbrecher es wenigstens nicht gewagt hat, ganze Bücher zu machen! — Ja: ich, ich habe Michel Larbaleste getötet; ich, der ich ihn liebte, habe ihn umgebracht, und dennoch beweine ich ihn."

Und eine wirkliche Träne rollte in das Bier, von dem der brave brauende Mönch, als er es da unten in Tilburg, in der unfruchtbaren, ewig von Regen überschwemmten Ebene, schweigend herstellte, gewiss niemals angenommen hatte, dass es einmal diese salzige Würze erhalten würde.

„Hören Sie mal, mein werter Herr," entgegnete ich, „Sie schauen mir nicht aus

wie einer, der jemand ermordet hat. Ihre Augen sehen zu bieder dazu aus, und wenn ich Sie genauer ansehe, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, dass ich Sie eben sowohl kenne, wie ich den armen Michel Larbaleste gekannt habe. Ich bin schon ein paarmal mit Ihnen zusammengewesen, mein Herr, in Paris, in einer kleinen Kneipe, die mit impressionistischen Bildern dekoriert ist. Jawohl, ich habe schon mit Ihnen an einem Tische Bier getrunken. Aber natürlich: Sie sind Michel Larbaleste."

„Michel Larbaleste ist tot, mein Herr, tot und begraben; lassen wir ihn in Frieden ruhen und reden wir nicht weiter von seiner traurigen Geschichte. Ich als sein Vater habe genug Jammer daran erlebt."

„Entschuldigen Sie, Sie kommen mir etwas zu jung vor, als dass ich Ihnen die Würde zuerkennen könnte, der Erzeuger eines so grossen Jungen zu sein. Larbaleste war damals schon zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt."

„Also gut; hören Sie!" Ehe er aber zu erzählen begann, bestellte er ein neues Glas, was zur Folge hatte, dass sich wiederum

der schweigsame Schatten von der Wand abhob.

„Du kannst jetzt hinausgehen, Kätje“, sagte er ihm dann: „wenn ich dich brauche, werde ich dich wieder rufen.“

Und der Schatten verschwand.

„Ich fühl' ihn fast noch körperlich um mich, den Tag, als Michel Larbaleste geboren wurde. Es ist mir nie mehr ein so schöner Tag geworden. Ein Sommertag über den Dünen, und die Sonne liess alle ihre Zauberkünste auf dem Sande des Strandes von Knocke spielen. An diesem Tage gaben sich dort die entzückendsten kleinen Feenfräulein Stelldichein, waren aber husch im Gezweige der Meerkirschbäume verschwunden, wenn sich Profanes näherte. Und an diesem Tage mässigten die vielen Tausende von wilden Kaninchen, die dort ihr munteres Wesen zwischen dem wilden Tymian haben, ihre zugleich etwas vorwitzigen und ängstlichen Sprünge. Auch sie empfanden offenbar, dass etwas Gutes geboren wurde, etwas Stilles, Grosses, Religiöses, erhaben Friedliches. Und leise, leise schlückelten sie aus kleinen Wasserlachen, mit putziger Behäbigkeit dahockend,

als wären sie die Rentiers der Düne. Aber um sie herum war ein unablässiges Flügelregen von Tausenden gedankenlos glücklicher Vögel. Da waren Stare da, sanft schiefergraue zahme Tauben da, und wilde Tauben aus dem nahen Holze. Auch Liebespaare wandelten umher; und die fühlten deutlicher als alle andern, welch ein Glück in dieser holden Stunde geschah. Von der Höhe der höchsten Düne aus sahen sie hin übers Meer. Ah, wie sah sich das blau, sanft und schmeichlerisch an! Betupft mit hoffnungsgrünen Hügelchen und breiten goldenen Ebenen lag es leise wogend da, die wie Ackerfelder waren, auf denen zukünftige Ernten reiften. Die Dampfer aber glitten fröhlich dahin, wolkig umhüllt von ihrem dicken Rauche. Trotzdem ist kein Zweifel erlaubt, dass sie auch an diesem gebenedeiten Tage entweder nach Vlissingen fuhren oder von dort nach London zurückkehrten. Denn ein Schiff, mein Herr, lässt sich auch durch die glorreichste aller Geburten nicht aus dem Fahrplan bringen; ein Schiff kennt keine Empfindsamkeit; seine Nebelpfeife heult, aber sie singt nicht. Dennoch schienen auch sie etwas Festliches

an sich zu haben; es war, als ob sie unsichtbaren Flaggenschmuck trügen, wie sie durch das freudig aufschäumende Meer hinzogen. Wollte einer diesen Tag im Logbuche nachschlagen, so würde er wohl finden, dass der nachdenkliche Kapitän eine überraschende Zunahme der Geschwindigkeit seines Schiffes notiert hat. Bestimmt weiss ich übrigens, dass an einem freilich etwas entfernten Punkte der Kapitän Leysenar, der den Wochendampfer zwischen Ecluse und Centéglises fährt, im Augenblick seiner Ankunft an der Lände von Brügge einen Kranz musizierender Engel gesehen hat. Aber der Kapitän Leysenar ist mit Mystizismus gefirnisst; er geht Sonntags in die Kirche und singt dort; nicht ohne Talent, wie man mir gesagt hat. Ausserdem trug sein Schiff an diesem Tage kostbare Fracht: eine ungeheure Quantität echten Schiedamers, und das mag wohl dazu beigetragen haben, seine Seele träumerisch zu beeinflussen. — Nun: kurz und gut, um nicht durch zu viele Einzelheiten zu ermüden, ich schwöre Ihnen nur noch, dass Michel Larbaleste am Tage seiner Geburt fröhlich und vergnügt war und sprang und

tanzte wie ein kleines Kind, obwohl er geschlagene 18 Jahre zählte. An diesem Tage war Michel Larbaleste kein Pessimist, mein Herr. — Sie verstehen mich?"

„Ich glaube."

„Wenn mir, seinem Vater, damals jemand sein schmerzliches Schicksal hätte voraussagen wollen!" . . . Eins ist leider gewiss: Ich habe ihn verhätschelt. Ich kannte nichts, als die Sorge für ihn. Was er auch wünschen mochte, ich habe es ihm gewährt: Reisen, Bier, Wein, Bücher . . . — Bücher! Hören Sie, wie dieses Wort von tragischen Glocken klingt?"

Und er sprach vor sich hin: „Ein Buch, ein Buch, ein Buch." Wie ein Derwisch liess er dabei seinen Kopf herüber und hinüber fallen: „Ein Buch, ein Buch . . ."

In diesem Augenblicke wurde mir durch das Gebaren des sympathischen Herrn van Ormans eine meiner stärksten Vermutungen zur Gewissheit, die nämlich, dass unter allen Produktionszentren von Narren diese totstillen, pietistischen und heuchlerischen Kleinstädte die ergiebigsten und unfehlbarsten sind.

Herr van Ormans als derartiges Pro-

dukt und Centéglises als Produktionsort für derlei Artikel schienen mir jeder Konkurrenz gewachsen zu sein. Und wie sie zusammenpassten die beiden: der Ort und sein Produkt. Wahrhaftig, Herr van Ormans passte in seinen Rahmen, in dieses schwere Schweigen, in diese augendrückende Luft, in diese farbenverzückten Kirchen, zu diesen überspannten Priestern, von denen, wie ich auf den Strassen beobachtet hatte, ein jeder seinen privaten Nerventick hatte, und zu diesen stierblickenden Radfahrern, die mit jeder Bewegung zeigten, dass sie auf ärztlichen Befehl ihre Maschine bewegten. Und wie zu ihnen, so überhaupt zu allen denen, die als Volk von Schläfern diese Stadt anfüllten.

„Ein Buch", murmelte Herr van Ormans noch immer. „Aber wozu davon reden! Soll ich Ihnen nicht lieber Ihren Weg zeigen?"

„Ganz wie Sie wollen, Herr van Ormans, obwohl ich nun eigentlich wirklich und etwas genauer wissen möchte, wo wir uns schon begegnet sind."

„Also gut! Wir ehren damit einen Toten ... Es ist übrigens schon eine Reihe

von Jahren, dass ich mit keiner lebenden Seele von ihm gesprochen habe ... Wie urteilen Sie eigentlich über ihn? Ich meine über Michel Larbaleste."

„Er war," erwiderte ich, „ein guter Bursche und sah Ihnen sehr ähnlich. Ich glaube, dass er nicht ohne . . ."

„Sie wollen sagen, mein Herr, dass er nicht ohne Talent war. Ich bitte Sie, es nicht zu sagen! Ich bitte Sie kniefällig! O, es ist frevelhaft und eine Sünde wider den heiligen Geist, zu glauben, dass die Höflichkeit das grausame Opfer der Lüge fordre, und das wozu? —: Zu dem kümmerlichen Zwecke, einem anderen Menschen die Seele zu streicheln. — Die Wahrheit ist: Michel Larbaleste hatte durchaus kein Talent. Du lieber Gott: Dafür kann kein Mensch. — Aber ich will meine, nein doch: seine Geschichte erzählen...

— Er kam nach Paris. Ich begleitete ihn. Ich habe ihn niemals verlassen. Und so weiss ich auch, welche schreckliche Sache es gewesen ist, die ihn zu Boden schlug und mich zwang, ihn hierher zu führen, um ihn vollends zu töten ... Dieser Mord war eine etwas kostspielige Affäre ... Ich

musste ganze Jahrgänge von Revüen aufkaufen und zertrennen, worauf natürlich Angebot und Nachfrage stiegen, wie es ja immer geht. Zum Glücke besitze ich einige Centimes."

„Ich gratuliere."

„Aber es ist leider ganz unmöglich, alles aufzukaufen. Es gibt Bibliotheken. Und Michel Larbaleste stöhnt in seinem Grabe. — Sie haben gewiss auch noch Verse von ihm."

„Ja."

„Sehen Sie! Und andre haben auch noch welche. Es ist unmöglich, die Erde davon zu reinigen! . . . Die Bibliothek, das ist der Moloch. Sie hat ihn in sich geschlungen, und sie gibt ihn nicht wieder her. Es ist das etwas ganz ähnliches, wie die schreckliche Aufzehrung des Mannes durch die Frau."

Herr van Ormans erhob sich, verschwand im Dunkel des Zimmers und schellte.

Die Frau von vorhin trat mit einem leisen Sappen wie auf Socken ein. Er richtete ein paar flämische Worte an sie. Sie holte einen Krug von blauem Steingut, den sie mit zwei kleinen Gläsern auf den Tisch setzte. Dann

verschwand sie so leise, wie sie gekommen war.

Ich sagte: „Sie beherrschen die metaphorische Redeweise zum Erstaunen gut, werden sich aber dennoch kaum wundern, wenn ich Ihnen erkläre, dass nach meiner Ansicht Michel Larbaleste und Herr van Ormans ein und dieselbe Person sind. Ich darf hinzufügen, dass ich entzückt bin, Ihnen wieder begegnet zu sein. Was haben Sie in der Zwischenzeit getrieben? Wie kommt es, dass Sie sich in Centéglises aufhalten?“

„Es ist meine Vaterstadt.“

„Richtig! Sie haben mir ja auch schon in Paris davon gesprochen.“

„Zweifellos . . . Nun gut, mein Fehler war, dass ich Michel Larbaleste, als ich ihn nach Paris gebracht hatte, viel zu oft in die Bibliothek gehen liess. — Es ist ja wahr, dass er seine ganze Jugend hindurch keine Bücher zu sehen bekommen hatte. Ich liess es ihn also nachholen: ich liess ihn lesen. Das Buch aber, mein Herr, ist etwas ganz anderes, als Sie wohl meinen. Glauben Sie es mir!

„Was ist es?“

„Das Buch ist ansteckend."

„Ach?"

„Das Buch lebt, das Buch stirbt, das Buch ist ein Bienenstock lebendiger Geister ... Sie sitzen in einer Bibliothek; Sie haben irgend einen Band vor sich und glauben zu lesen; ein Lehrbuch über Prosodie etwa, oder meinetwegen etwas Mathematisches. Aber, mein Herr, während Sie über Ihr Buch gebeugt sind, werden die Millionen Schwarten, die Sie umringen, lebendig: die Gedanken lösen sich von den zusammen geklappten Seiten, die unendliche Fülle der Vergangenheit nimmt Besitz von Ihnen, umfädelt, umgarnt, umwebt, umnetzt Sie, wie eine Spinne! ... Sie machen Ihr Buch zu und gehen nach Hause. Sie setzen sich an ihren Schreibtisch und beginnen zu schreiben. Sie schreiben wohl, — aber ein anderer diktiert: Der vermaledeite Geist des Buches diktiert. Er ist es, nur er, der Ihnen die Ideen einbläst, dass Ihre Finger sie wiederholen müssen. Wenn Sie dann am nächsten Tage das Geschriebene überlesen, stellt es sich mit abscheulicher Klarheit heraus, dass nicht Sie es gewesen sind, der alles das von sich gegeben."

„Das mag zuweilen schon so sein, aber nicht bei allen."

„Nicht bei Ihnen; schon recht; meinethalben. Ich glaub es schon. Bei einigen anderen auch nicht; gut; in Gottes Namen. Ja doch: Sie sind harthirnig oder, wie Sie es nennen: originell. Ah: ein stolzes Wort. Klingt wie eine Schelle: o . . ri . . gi . . nell. Und Sie glauben natürlich, dass es ein Vorzug sei. Beruht aber nur auf einer mangelhaften Durchlässigkeit Ihrer Schädeldecke. — Bei Ihnen, sehen Sie, schichten sich die Ideen nicht ein. Sie und Ihresgleichen leben ohne Zusammenhang mit der Aussenwelt in einer herrisch abgeschlossenen Existenz, die sich auf, was weiss ich: Phantasie oder Imagination gründet. Jawohl: Sie entziehen sich den Einsickerungen der Allgemeinheit. Sie und Ihre Geistesverwandten sind Söhne des Satans, die sich hochmütig mit dichten Mauern umgeben haben und in der Einsamkeit von Teufeln leben. Der Gefolgsmann Gottes aber, der Geist von Einfalt und Reinheit, öffnet sich dem Schwalle alles Gedachten: ihn erfüllen, ihn beugen, ihn zähmen, ihn verzehren und zernichten die Bücher. O, ich möchte wahrhaftig wünschen,

dass Michel Larbaleste jenen Gehirndefekt gehabt hätte, dessen sich die Originellen rühmen, damit er nicht bloss ein Wiederkäuer von Ideen geworden wäre. Denn das ist es, was ich ihm nicht verzeihen kann, diesem Papageien!"

„Sie drücken sich zu schroff aus. Michel Larbaleste hat nur keine Geduld gehabt. Er hätte es recht wohl zu etwas bringen können, wenn er nur ruhig weiter gearbeitet hätte. Warum haben Sie so bald die Flinte ins Korn geworfen?"

„Sie wissen nicht, was ich weiss, mein Herr. Oder ist Ihnen das etwa auch schon passiert? —: Ich kaufe mir beim Buchhändler ein Buch. Ein Buch, von dem ich durchaus nichts weis. Weder den Inhalt, noch den Stil, noch den Verfasser. Aus Furcht, dass mir die direkte Berührung etwas daraus mitteilen könnte, lasse ich es mir zuschicken und stelle es nun in die Bibliothek von Michel Larbaleste, wohlgemerkt, extra noch einmal in Zeitungspapier eingewickelt, also unter einem doppelten Verschluss, da ja auch der Buchhändler es mir eingewickelt übersendet hat. Das Buch ist also verschlossen, verhüllt, umgeben von einer Schicht journa-

listischer Banalitäten; alle Massregeln sind getroffen, seine verfluchte Eigenseele zu ersticken. Michel Larbaleste ignoriert es vollkommen, sowohl mit seinen Augen, wie mit seinen Gedanken, geschweige denn, dass sein Papiermesser auch nur eine Seite davon angerührt hätte. — Alles in Ordnung, nicht wahr, mein Herr, alles in der schönsten Ordnung. Aber nun, bitte, achtundvierzig Stunden später! . . . Wenn ich Michel Larbaleste frug nach zwei Tagen (denn ich hatte Unrecht, die Erzählung im Präsens zu beginnen, da diese Dinge gottlob hinter mir liegen), wenn ich ihn achtundvierzig Stunden später fug, was er denn geschrieben hätte, und ob er mir seine Arbeit nicht mitteilen wolle —, was geschah, welche Entdeckung machte ich? (Er konnte es mir natürlich nicht abschlagen und musste mir das Manuskript überlassen.) Also: was geschah? —: Ich ging in die Bibliothek, wickelte jenes infame Buch aus seinem doppelten Verschluss von allerhand bedruckten Papieren, sah hinein und fand, dass es meinen unglücklichen Sprössling mit seinen Ideen vollkommen verseucht hatte."

„Nach dieser Methode, lieber Herr van

Ormans, würde es genügen, einen Band Shakespeare in sein Zimmer zu stellen, um ein Genie zu werden."

„Ja: wenn der Einfluss weniger intensiv wäre, und wenn nur nicht immer fast genau das Gleiche herauskäme! Und dann: diese Reklamationen hinterher! Vergessen Sie, bitte, nicht, dass alle diese sogenannten Genies der Vorzeit, wie man es ja mit einem ihnen hergebrachtermassen verliehenen Epitheton auch direkt ausspricht, unsterblich sind, und das heisst doch wohl, dass sie heute noch leben! Aber auch das genügt ihnen nicht einmal. Sie haben unter unseren heutigen Zeitgenossen ihre Agenten und Vertrauten; Kritiker und Literaturhistoriker, die sie unablässig dazu anhalten, nach dem zu schnüffeln und das mit Gehässigkeit vor das Publikum zu bringen, was sie das Plagiat nennen, während es doch nichts weiter ist, als das Resultat besonders feiner Durchlässigkeit besonders zarter, will sagen besonders poröser Schädel.

Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, einmal den folgenden Versuch zu machen, den ich für mein Teil oft genug und leider immer mit Erfolg unternommen habe. Sie

brauchen nur mit mir zu kommen, und Sie werden dann sofort Ihr blaues Wunder erleben. Es ist nichts weiter dazu nötig, als dass Sie sich neben mein Bücherregal setzen. Sie lassen die Läden schliessen, alle Lampen auslöschen und sitzen nun im Finstern. Kaum ein paar Minuten werden vergehen, und Sie werden ein sanftes und dennoch deutliches Geräusch vernehmen... Ja, richtig: Sie können das Experiment auch komplizieren und dadurch abwechslungsreicher gestalten, nämlich, wenn Sie auf das Bücherbrett Werke einer Ihnen durchaus fremden Literatur stellen, ich meine Werke in einer Sprache, die Sie noch nie gehört haben. Sie werden dann das Vergnügen erleben, von fremden Klängen umgeben zu werden. Voraussetzung ist nur, dass Sie sich nicht bewegen! Dann aber m ü s s e n Sie sie fühlen, diese Bücherwelt mit alle dem, was in ihnen an Schicksalen, Leidenschaften, Gedanken steckt. Die Helden und Heldinnen von Romanen erheben sich im augenscheinlichen Vollgefühle, dass sie die Hauptpersonen sind; die Nebenfiguren, weniger selbstbewusst, aber doch auch sehr lebendig, kommen hinzu, und es entwickelt sich so-

die angeregteste Unterhaltung. Auch Autoren selber können es sich nicht versagen zu erscheinen. Dabei ist Balzac besonders merkwürdig, zumal, wenn er sich über gewisse Zeitgenossen von uns auslässt. Doch ist das schliesslich eine Marotte, die ihnen allen ohne Ausnahme anhaftet, ich meine die ewige Rederei von den Anleihen, die sie sich heutzutage gefallen lassen müssen. In dieser Hinsicht sind sie alle einander gleich und haben nur das eine Ziel im Auge, die ruhige Arbeit der Gegenwart durch Vorschiebung ihrer Persönlichkeit zu stören. Es ist mir vollkommen unverständlich, wie der liebe Gott ihnen das erlauben kann ... Wollen Sie das Experiment machen, so bin ich bereit, heute Abend einmal nach Hause zu gehen."

„Für gewöhnlich gehen Sie also abends nicht nach Hause?"

„Mein Herr, Sie würden diese Frage nicht stellen, wenn Sie wüssten, dass bei mir zu Hause eng beieinander zweitausend Bücher stehen. Wüsste ich sie auf eine anständige Weise loszuwerden, ich täte es wahrhaftig. Aber ich kann sie doch nicht in die Kanäle werfen, und auf andere Weise

sind sie in dieser Stadt nicht anzubringen. So stehen sie denn also bei mir, diese drei- oder vierhundert Autoren mit ihren, ich weiss nicht wieviel tausend Helden und Heldinnen und jammern und klagen und sind nicht zu beruhigen. Und ich? Soll ich wirklich nach Hause gehen, um Hamlet stöhnen und Roland das Horn blasen zu hören, während Viktor Hugo sich mit Stendhal rauft?"

„Irgend einen Käufer würden Sie ja doch wohl finden."

„Aber das ist es ja eben: Ich liebe sie trotz alledem, und sie sind tagsüber meine einzige Unterhaltung. Mit wem sollte ich auch sprechen, wenn nicht mit ihnen? Denn, sehen Sie, meine Mitbürger liebe ich nicht besonders, und zu sagen habe ich ihnen schon gar nichts. So bleibt mir denn nichts anderes übrig, als mich mit meinen Büchern zu unterhalten. Aber wohlgemerkt: Michel Larbaleste darf sich nicht an der Unterhaltung beteiligen! Tot ist er, tot und begraben."

„Und abends? Wo halten Sie sich abends auf?"

„Hier. Ich bin Mitbesitzer dieser kleinen

Wirtschaft, und so gibt es hier nur die eine Zeitung des Ortes zu lesen. Mit ihr unterhalte ich mich am Abend; sie ist meine Retterin vor der Lektüre. — Also: wollen Sie das Experiment machen?"

„Lieber nicht. Ich bin ein bisschen müde."

Während wir dann zu meinem Hotel gingen, sagte Herr van Ormans noch das Folgende zu mir:

„Es mag vielleicht auch sein, dass Sie gegen diese Phänomene eine Art Schutzimpfung besitzen, und Sie mögen dies ja immerhin für einen Vorzug halten. Dafür erfreuen wir anderen uns eines anderen, und zwar unzweifelhaften Vorzuges, nämlich der Gabe, Paris besser zu kennen als Sie und zwar eben, weil wir nicht gegen das Buch geimpft sind. Denn, mein Herr, Ihr Frankreich und besonders Ihr Paris ist voll von den Dämonen des Buches; Sie merken das nur nicht so, von wegen Ihrer Lymphe. Und nun denken Sie einmal daran, welche Millionen von Schlupfwinkeln diese Dämonen in dieser ungeheuren Stadt haben. Von den verwünschten Bibliotheken will ich ganz schweigen: Die Fallstricke und Schlingen sind auch sonst in

Mengen ausgelegt. — Wie oft habe ich es erlebt, dass mein armer Michel ruhig und harmlos das Haus verliess, um spazieren zu gehen, aber kaum hatte er ein paar Schritte gemacht, da sass auch schon der Widerhaken in ihm fest, und wie ein besessenes Tier stand er, festgehalten von dem Unsichtbaren, vor einer Ihrer zahllosen Bücherbudicken, deren Inhaber die Frivolität so weit treiben, dass sie die Bücher frei daliegen lassen, jeder Hand erreichbar. Und bilden Sie sich nur ja nicht ein, dass ein Buchhändler immer der primitive Organismus ist, als den er sich äusserlich gibt. Diese scheinbaren Biedermänner stecken zuweilen voll teuflischer Absichten. Man muss nur den Blick dafür haben und den inneren Sinn im Arrangement ihrer Auslagen und Preisnotierungen verstehen. In der Benachbarung von Büchern, wie sie von diesen Herren da geübt wird, spricht sich zuweilen eine furchtbare und zynische Überlegung aus, die ganze Brutalität von Leuten, die eine Wollust daran finden, das Leben auf die Probe zu stellen. Mein Herr, mein Herr, diese Leute jonglieren ebenso virtuos wie frivol mit Theorien, genau so wie die

Dichter selbst, diese Gedankenjongleure, deren Werke sie Band an Band nebeneinanderlegen. Ich könnte Ihnen Benachbarungen von einer inneren Kompliziertheit erzählen, dass Sie staunen würden; soviel satirische Bosheit drückt sich in ihnen aus. Und dabei zu denken, dass der Buchhändler meist nichts von dem gelesen hat, was er mit so sicherer Empfindung für das immanente Böse einander benachbart! Er handelt unter dem Zwange der Bücherdämonen: Das ist es."

Mein gefälliger Begleiter zog für mich die Schelle an der Hoteltüre und erklärte mir in seinem und Michel Larbalestes Namen, dass es ihm ein grosses Vergnügen bereiten werde, mich wieder einmal zu sehen, doch nur unter der Bedingung, dass ich die Erinnerung an den verehrten Toten nicht aufwecken würde, den er mit vollstem Fug und Rechte getötet und mit Andacht in das Grab der Vergessenheit versenkt habe.

Am nächsten Morgen reiste ich ziemlich früh ab, doch unterliess ich es nicht, mir die falschen Primitiven schnell noch einmal anzusehen, die man hier ans Tageslicht gestellt hatte, und ich musste mich

dabei fragen, ob unter denen, die vor ein paar hundert Jahren diese alten Schwarten heruntergebürstet hatten, nicht auch ein Maler van Ormans gewesen war zu einer Zeit, da er sich als ein Michel Larbaleste gefühlt hatte.

Dann führte mich der Zug langsam, recht langsam dem Meere entgegen, dem Meere, das die Primitiven zu malen sich niemals getraut haben. — Warum wohl nicht? — Hat sie Aberglaube davon abgehalten, oder der Mangel an Bestellung, oder die Angst ihrer Auftraggeber bei der Idee, dass der, der sie malte, das Wesen oder die Form jenes schrecklichen Elementes einmal gestaltet haben könnte? Das wäre dann etwas Ähnliches wie die Furcht und das Entsetzen des Orientalen davor, dass einer unter ihnen das Bild Gottes wiederzugeben sich erfrechen möchte.

An derlei musste ich denken, als ich über van Ormans nachdachte als ein merkwürdiges Erzeugnis dieser Rasse, deren verstörter Abkömmling er war, und die ich in ihrer wunderlichen Gesamtheit besser verstehen zu können glaubte, wenn ich mir über ihn klar würde . . .

Die Stimme des Blutes

Nach Eugen Demolder

Das alte Schloss

Am Rand des Flusses stand das Schloss, in dem Walburga geboren worden war. Seine breiten Grundmauern stemmten sich in den Fluss selber, und wenn die Schwäne, langsam, feierlich, zum jenseitigen Ufer ruderten, so schien es immer, als setzte sich auch das alte Mauerwerk in Bewegung, um über die Schelde zu gleiten. Und Walburga stellte sich vor, es zögen die Schwäne den steinernen Riesen wirklich mit sich in ihrer blinkenden Wasserschleppe. Aber Jahrhunderte lang stand nun das Schloss gestemmt und fest und ohne zu wanken, und Geschlecht auf Geschlecht der weissen Vögel hatte sich vergebens gemüht, es in die Schlingen seiner Ruderwellen zu ziehen.

Einst ging hier das Leben so: Im ersten Frühschein bliesen auf den Türmen die Herolde ihren Weckruf durch den Zinnenspalt, südwärts nach Flandern, nordwärts nach Zeeland. Im Glast der Morgenröte blinkten ihre Messinghörner, und ihr Fanfarenruf, hallend von Burg zu Burg, zerriss die Nebel. Dann senkte sich die Zugbrücke. Und die vlämischen Bauern kamen heran und trugen herbei: Milch in

Krügen aus Stein, Früchte in Körben aus Weidenzweigen, Fische in tropfenden Netzen und den erlegten Eber auf ihren Schultern. Im Hofe rauschte der Brunnen, auf dem, ganz eisern, König Sutorius Bonbon von Tongres stand und die abgehackte Hand des greulichen Riesen Antigon schwang. Die Mägde, helle Häubchen auf den blonden Haaren, füllten die kupfernen Eimer mit frischem Wasser: dann gingen sie wieder in die Korridore zurück, mit ihren nackten Armen rasch die schweren Vorhänge hebend, die deren Eingang verdeckten. War auch der Himmel trübe: wohin man sah war Heiterkeit. An Kirchweihtagen flatterten die Banner über den Schiessluken, und auf den Balkonen, wo die Wasserspeier ihre Fratzenrachen aufrissen, standen die Grafen und lachten unter ihren Kronen. Der Schlossherrin zierlich die Hand zur Stütze bietend stiegen sie die grosse Treppe hinab, hinter den Minnesingern im weissen Pelzwams her, die auf ihren Flöten bliesen; und sie gingen in das Dörfchen unten und sahen den ländlichen Tänzen zu. War es aber Herbst, so ritten sie auf ihren ungeberdigen Rossen zum Jagen, die Saufeder in der Faust, die Armbrust zur Seite; ein Dolch schlug gegen ihre

Schenkel, und ein Straussenstutz, der dreihundert Mal sein Gewicht in Gold gekostet hatte, nickte von ihrer Mütze. Die Gräfinnen ritten hinter ihnen drein: auf ihrer vollen Brust prangte als Einsatz ihr Wappenschild. Dann, hinter der roten Meute, das Pagenvolk im kurzen Überrocke, den Falken auf der Faust, einen kurzen Dolch im Hosenschlitz. Wie lachten die Jungen in der Lust des Aufbruchs unter ihren jonischen Mützen aus Ziegenfell!

Jetzt ist das Schweigen der Herr im Schloss. Die Pfefferbäume verdorren, in den Türmen klaffen Risse; aus der Seite des einen wächst eine Birke und lässt ihr Gezweig über den Graben wehen. Stein auf Stein bröckelt ab und fällt zwischen die Wasserrosen des Grabens, und jedem Falle antwortet ein Seufzer aus den Ruinen, ein Murmeln im Wasser. Und Walburga, der letzte Spross des Grafengeschlechtes, ist nie über die Zugbrücke ins Land hinausgeschritten. Denn Bertrane, ihre Amme, hat ihr als Kind gesagt und sagt es ihr noch immerzu: „Niemals, Walburga, darfst du aus dem Schlosse gehen, denn überall lauern im Lande Gefahr und Hinterhalt: Erde und Wasser sind so voll Unheil wie der

Donner des Himmels.“ So kennt die junge Schlossherrin kein Stäubchen von der Welt, als was sie von ihren Fenstern aus erblicken kann; die schwarzen Sümpfe und die weissen Störche: die langsamen Schiffe auf der trägen Schelde: den schnurgeraden Kanal zwischen Ulmenreihen. Dann hat sie noch Herden gesehen, hinter denen der Ochsenhirte herschritt, auf seinem Horne blasend, und Zigeuner auf der Landstrasse, und die Rabenscharen auf den Nussbäumen des Dammes. Nun ist sie sechzehn Jahre alt. In ihrem rosigen, ruhigen Antlitz träumen blaue Augen; wie das Morgenrot auf Lilien, so leuchtet ihre Stirne rein. Gleich ihren Ahnen ist sie blond. Aber ein Miniaturenmaler aus Brügge, der einmal während der Dämmerung unter den Mauern des Schlosses vorbeiging und die junge Gräfin sah, die noch am Fenster stand, sagte aus, ihr dunkles Auge brenne heiss unter schwarzen Wimpern, und ihr Antlitz sei von stetiger Blässe. Als man das Bertranen erzählte, erschrak sie heftig, beruhigte sich aber bald wieder: Was soll so ein einfältig Kind wohl zwei Gesichter haben? Im Widerschein der Abendhelle sieht vieles verändert aus.

*

Seit ihre Mutter, die weisse Habane, tot war, die einst, als sie einsam den Eisvogel jagte, in einem Schneesturm verschwand, lebte die Grafentochter nun hier in dem traurigen Schlosse.

In Plünderungszeiten hatten Kriegsknechte davongeschleppt, was an Siegestrophäen aus früheren Tagen vorhanden gewesen war: krumme Türkensäbel aus den Zügen ins heilige Land, alte Partisanen, Netzstecher, Degen, Dolche und drehbare Armbrüste. Aber auch die Chorpulte hatten sie zerbrochen, die Ofenbänke, die Anrichten; die Betten waren zerrissen worden, die Decken besudelt, die Bilder in ihren Schreinen zerstört; verbrannt die Gildenbanner und Stickereien von Beauvais, auf denen die Gerechtigkeit Kaiser Ottos in Seide leuchtete. Die wilden Kriegsgesellen hatten sogar das Reliquilienkästchen mitgehen heissen, auf dem die Edelsteine in der Form von Gazellenaugen geschliffen waren, und das der Bischof von Utrecht einstmals den Grafen gegeben hatte. Und auch die heilige Lampe war fort, die von einer goldenen Taube angezündet wurde.

Hier wuchs Walburga auf, in diesen Schatten zerstörter Mauern, wo ein Nachzittern von Grausen und Gotteslästerung war. In Sälen atmete sie, die bei Nachtzeit niemand zu betreten wagte und wo die Sonne sich vergeblich mühte, halb verwaschene Blutflecke ganz aufzuzehren. Angst ringsum. Die alte Bertrane öffnete nur mit Schaudern die Türen des Turmes, wagte sich nicht in den Keller hinunter, liess die Zisternen fest bedeckt und brachte es nie über sich im Dunkeln zu bleiben. Die Plünderer hatten alle Zimmer und Säle ausgeräumt und nichts als die nackten Wände stehen lassen; nun waren die ältesten Möbel von den Speichern geholt worden, sie, die den frühen Vorfahren gedient hatten. Da sah man auf den Armstützen der Stühle noch die schwarzen Spuren der Hände und auf den Lehnen Schatten von Köpfen. Einige Stücke stammten noch aus den Zeiten des grossen Karl. Hier, inmitten dieser Dinge, die hinstarben, sass das junge Mädchen und blätterte in alten Gebetbüchern mit violetten Blumen und ausgetuschten Bildchen. Gern sah sie darin die mystischen Gärten an, wo gelbe Schmetterlinge flogen, gekrönte Heilige barfuss auf Massliebchenwiesen gingen und in der Ferne über hüge-

lige Wege geschiente Ritter auf weissen Rossen hergeritten kamen. Oder sie spielte auf einem Psalterion, das vier Schallöcher und sechs silberne Saiten hatte. Mit einer Adlerfeder liess sie die klingen. Auch spinnen lernte sie. Bertrane trug den alten Spinnrocken herbei, der hell glänzte, wie reife Felder in der Sonne, und den ein ausgebleichtes Band umwand. Ruhig gab Walburga all ihre Aufmerksamkeit der Arbeit, wenn sie dasass und es aussah, als entwirkte sie Haare der Engel. Spitzen klöppelte sie auch und nahm sich als Muster zuerst die Spinneweben und den gekreuzten Furchenlauf der alten Mauern. Im Winter sah sie das wunderliche Gewebe der Fäden des Reifes an, wie es leuchtete gleich Salz im Feuer, und wie es von krystallenen Sternen besetzt war. War Glatteis, stieg sie abends in den Hof hinab: da war der Brunnen still, und die Mauern glänzten im Kuss der Sterne. Der Boden aber war ein Teppich von Diamanten. Da, in diesem weissen Leuchten, glaubte das Edelfräulein im Feenlande zu sein, und sie beugte sich nieder zu dem brennenden Glanz. Aber, wenn dann draussen auf der Schelde das Eis krachte, lief sie erschrocken ins Haus.

Und die alte Bertrane sagte: „Schäfchen, wer wird aus dem Schlosse gehn! Ah, wer weiss, was für schreckliche Dinge in der Finsternis sind! Da gehen Gott weiss was für Tote um."

Die gute Alte wusste wohl, dass ein Tag kommen werde, da Walburga das Schloss verlassen würde, auf Nimmerwiederkehr, und in demselben Augenblicke würde sie, die alte Amme, um hundert Jahre älter werden und nach wenigen Tagen sterben. Walburgas Mutter hatte es ihr verkündet, als eines Abends ein Gewitter tobte und gewaltige Blitze über den Horizont zuckten, „Ach, Bertrane," hatte Habane gesprochen. „ich sah es im Leuchten dieser zuckenden Ströme: In einer einzigen Nacht wird über Dich das Alter der alten Burg des Kopfes von Flandern kommen, und an Dein Haus wird der Tod klopfen. Ich werde dann nicht mehr auf Erden sein, aber ich werde Dir in diesem Augenblicke erscheinen. Es wird an einem traurigen Abend um die Vesperzeit sein, dann, wenn Dich Walburga bittet, ihr das Abenteuer des Ritters mit den schwarzen Augen zu erzählen."

Bertrane gab sich alle Mühe, diesen trau-

rigen Schluss hinauszuschieben. Aber sie hatte bange Ahnungen, seit sie merkte, dass etwas Seltsames über Walburga gekommen war. Das junge Mädchen stand und stand und sah dem Flug der Möven nach, den Atem angehalten, starr, und, wenn der silberfiederige Schwan im Nebel verschwand, seufzte sie tief auf. Dann kamen manchmal Kaufmannszüge vorüber mit wohlriechenden Gewürzen Arabiens, toledaner Klingen, Smyrnateppichen und Leder von Cordova. Und Walburga rief: „Amme, ich will sehen, was in den Ballen ist!"

— „Kind, armen Leuten tun sie sie nicht auf."

— „Kommen sie aus schönen Ländern her?"

— „Ich weiss nicht, Walburga."

— „Es ist, als brächten sie die Sonne mit. Kommen sie aus den Städten der heiligen drei Könige?"

— „Ich glaube nicht, Walburga."

Im Winter ging das Kind vom Fenster nicht mehr weg.

„Bleib beim Ofen, Schätzchen", sagte Bertrane, „Du wirst frieren und mir sterben." Und sie legte ein neues, hell aufprasselndes Scheit in den Kamin.

— „Ich seh den Schlittschuhläufern zu."

— „Ach ja, sie kommen selten in unsre Wildnis."

— „Sie sind so schnell. Wie den Schwalben sehe ich ihnen gerne zu."

— „Ja, und manchmal stürzen sie."

— „Und stehen wieder auf! Und gleiten weiter!"

Walburga ballte die Faust.

War dann das Eis geschmolzen, begannen wieder die Schiffe die Schelde hinabzuziehn. Walburga spähte ihnen nach: „Sie fahren wohl sehr weit, Bertrane? Auch bis ins Land, wo der Himmel immer blau ist?"

— „Nein, mein Lämmchen."

— „So ist es wohl zu weit."

Eines Nachmittags im September betrachtete die junge Gräfin den gefrorenen Tau.

„Was hast Du?" fragte Bertrane.

— „Still! Du weckst sie auf! Sie haben so ein böses Erwachen."

— „Wer?"

— „Die Stunden. Die hässlichen, grauen Stunden."

— „Die Stunden?"

— „Die schwarzen Glockentürme haben

ihren Lauf zerrissen. Sie kommen wohl aus dem Meere."

„Torheit," murmelte Bertrane ganz entsetzt.

Walburga aber, mit starrem Blick und blassem Antlitz, deutete in die bewegte Ferne: „Das Schattengewand der dritten verhängt die Sonne; drum kann die nicht zu uns herscheinen. Die vierte kauert hinter den grossen Wolkeneulen und sinkt im Regen in sich zusammen. Oh, wie sie tut, —: tik — tak; das ist so traurig wie das Geseufze der alten Möbel; tik — tak, vorbei und in den Tod. Nun bald, Bertrane, kommen die nächtigen. Sie lauern an den Scheiben und warten auf das erste Licht, das auf den Tisch gestellt wird. Wenn Du die Laterne holen gehst und dann zurückkommst mit dem Licht in Deinen alten Händen, folgen sie Dir wie die Haushunde." — Sie lächelte melancholisch und fuhr fort: „Oh, das sind sie, die einzigen, die ich hier gern habe. Ich kenne sie und weiss ihre Art: Die sechste wird leicht auf dem Tischtuch in Kringeln spielen um die irdenen Krüge herum und die zinnernen Töpfe. Es ist die Freundin der Mahlzeiten, Gast der gedeckten Tische. Die Siebente kommt im Gefolge

der Würzkuchen und lacht in das schäumende Bier. Die Achte ist die Schwätzerin und plaudert immer und redet viel und erzählt und erzählt: dass der Müller noch krank ist, dass die Hexe geschrien hat, dass die Fahne noch weht vom Turme von Rudemonde. Aber die Zehnte schon wieder ist traurig. Ach, Bertrane, alle Stunden sind traurig hier." — Walburgas Stirn umwölkte sich: „Die Zehnte murmelt das Gebet, und im verklingenden Amen schwebt sie hoch auf zu den Fledermäusen, und nichts bleibt von ihr, als ein eisiger Händedruck. Die Elfte bringt die Müdigkeit. Sie steht an Deiner Seite regungslos und sieht Dir zu, wie Du mein Bett aufdeckst, und das Lied der Wetterfahne ist ihr Wiegenlied für mich. Die Zwölfte aber ist die Allmächtige: Aus einem Bettler macht sie einen König und aus einem König einen Toten, der kein Grab hat." Walburga beugte sich zur Schulter der Amme nieder: „Die Zwölfte neigte ihren Mund an den Spalt der goldenen Pforte der Träume, die wahr werden, und raunte mir zu, dass die Dämme beim nächsten Brechen des Eises zerrissen werden und die Bauern auf Schiffen fahren in ihren

Dörfern. Dann werde ich Segel weben für die armen Schiffer."

„Aber, weisst Du denn nicht," antwortete Bertrane, „dass dann der Flachs überschwemmt sein würde, bevor er seine blauen Blüten geweint hätte?"

Walburga hob ihr Haupt: „Dann werde ich die Nebel spinnen."

— „Ach, mein Kind, Du hast wohl zierliche Finger, fein genug, um Spinnenfäden zu drehen, aber die Seele des Wassers zu spinnen, das in den Himmel steigt, das ist Engelsarbeit."

— „Ich werde es versuchen." Und seit jenem Abend schloss sie sich oft in das Kabinett ein neben dem grossen Saale, wo sie immer mit Bertrane war. Dort bleichte eine alte Freske an der Mauer: Der geschiente Sankt Georg auf einem weissflügeligen Rosse.

Die Nebel spinnen! . . .

*

Die Harfe

Eines Tages, als der Schnee in grossen Flocken fiel, sprach Walburga zu sich selber: Schloss und Land wird der Schnee verdecken. Und sie nahm die Harfe Habanens

und redete zu ihr: Sanfte Stimme meiner Mutter, singe mir ein Lied. Sie griff in die Saiten. Die klagten schmerzlich auf. Walburga fuhr erschreckt zurück und liess die Seiten los. Die aber klangen weiter, wie das Schluchzen des Flusses, wenn am Abend die Winde streichen.

— „Oh, Mutter, Mutter, ich flehe Dich an, hör auf so schrecklich zu singen!"

Aber das Klagen schwoll an.

— „Mutter! Mutter!"

Walburga, von Entsetzen gepackt, lief in den Saal, riss das Häubchen von ihrem Kopfe, löste sich das Haar und drückte es gegen die Ohren: „Mutter, ich habe Angst vor Dir wie vor der Hölle!"

Die Harfe schluchzte tief auf.

„Oh, schweig doch," rief Walburga und raufte sich das Haar, „schweig, oder ich sterbe vor Angst. Meine Seele erblasst."

Die Harfe weinte, wie ferne Bäume im Winde, weinte wie die Trauerbäume auf dem Friedhof, den sie vom Balkon aus liegen sah.

— „Oh, Mutter!"

Walburgas Lippen wurden violett; sie zitterte am ganzen Körper; ihre Augen wurden weiss.

Seltsam schauerlich rauschte es aus der Harfe, wie wenn der Sturm im Schilf des Teiches geht.

Öffneten sich die Gräber? Alle Qualen der Toten stöhnten her, das Grausen der nächtigen Ewigkeit wimmerte, der ganze Jammer des toten Schlosses bebte sich aus.

— „Das bist nicht Du, meine Mutter, was hier so heult. Das ist Satan, Satanas, der Dich und mich verhöhnt!"

Walburga rang, in einem Winkel geduckt, die Hände. Dann hob sie die Augen auf, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und betete: „Hilf mir, Maria!"

Da kam eine Eingebung über sie. Sie sprang auf, brach vor wie ein in die Enge getriebenes Wild und flog zu ihrem Spinnrocken. Blitzschnell wand sie die blonde Wolle von ihm los, blitzschnell wand sie sie um die Saiten der Harfe. Und wie ihre Hände mit den Fäden an den Seiten herabglitten, wurden die Töne allmählich leiser, gelinder, beruhigter; das Gellende, Gequälte löste sich auf, und wie sie mit den letzten Wollsträhnen am Boden des Instrumentes war, ward es still. Ein tiefer Seufzer hob sich aus Walburgas Brust, und der Alb

ging von ihr. Ihr war: Das Morgenrot kam nach einer furchtbaren Nacht. „Die heilige Jungfrau hat mich gerettet," murmelte sie, „gelobt seist du, Maria!" Und kniete nieder und betete. Da kam das Blut ihr wieder ins Antlitz, und ihre Wangen wurden rot unter den blonden Haaren, die um ihnen lagen.

Wieder kam es über sie wie das Gebot einer Eingebung, und sie nahm das Weidenkörbchen in ihre Hand, in dem Seidenknäuel von allen Farben für ihren Stickrahmen lagen. Sie ergriff mit ihren spindelfeinen Fingern den blauen, machte davon einen leichten Einschlag und legte ihn in den Bogengang der Harfe über den Saiten.

Oh Wunder: Die sangen nun wie Engelsstimmen. Es war eine himmlische Musik, ein Klingen wie aus Lüften des Paradieses.

„Nun singt sie mir, was sie im Himmel hört," sagte leise Walburga.

Und sie dachte an ihre Mutter im Reiche der Cherubim und beschwor sich ihr Bild, wie sie sie zum letzten Male gesehen hatte: Ganz in Weiss gekleidet und um die weise Seide des Gewandes als Mantel ihr goldenes Haar; auf dem Kopfe ein Barett vom Gefieder

des Silbertauchers, und mit der hirschledern behandschuhten Rechten nach ihrem Jagdbogen langend. Wie das Kind sie so vor sich sah, sprach es für sich selbst: „Da meine Finger einen Winkel des Himmels aufgetan haben, wo meine Mutter weilt, warum sollten sie mir die Holde nicht ganz geben können?"

Und sie spulte Weberschiffchen in allen Farben und liess sie zwischen die Saiten gleiten. Himmelblau nahm sie, die Augen der Jägerin zu bilden, Rosenrot für die Wangen, Silberfarb für das Barett; aber zum Haar nahm sie das Goldorange ihres Rockens. Bald leuchtete das Gesicht Habanens so, wie es bei ihren Lebzeiten gewesen war: innig, sanft und voll Trauer. Dann bildete sich, weiss wie der junge Schnee, das Kleid. Walburga umgab die Mutter rings mit immergrünen Pflanzen, und von Habanens Bogen liess sie einen Pfeil nach einem Eisvogel schnellen, der nach seinem Neste fliehen wollte; aber mit einem Blutfleck am Halse fiel er zwischen Wasserrosen nieder.

Unaufhörlich klang dazu die Harfe. Während Gesicht und Haare sich bildeten, klang sie in Wiegenliedern und ländlichen Weisen, als der verwundete Eisvogel starb, verklang

ein melancholisches Hallali. Dann ward es still.

In den Farben der neuerstandenen Habane aber war ein holdes Leben. Von dem Schneegrab, dem sie entstiegen war, haftete ihr ein Widerschein von Lilienweiss an; die blasse Stirn leuchtete, wie wenn es ein Morgen wäre von damals, als sie noch im Leben ging; auf den Lippen lag ein Lächeln, aus den Augen sprach frauliche Güte; Frische strömte von den Händen, als seien sie in Lavendelwasser getaucht gewesen, und das Gold der Haare rollte in aller Herrlichkeit lebendig nieder. Walburga küsste das wunderbare Bild zärtlich auf Wange, Stirn und Finger, und streichelte die Haare, wie sie es als Kind getan hatte, und hätte sich gerne auch in Habanens Augen gespiegelt. Da trat die Amme herein. „Oh Du meine Herrin," rief sie, „so bist Du also wiedergekommen?" Ganz voll Freude hob sie die Arme empor, denn sie glaubte wirklich, dass Habane lebendig wäre. Als sie aber sah, dass sie sich getäuscht hatte, wunderte sie sich nur um so mehr. „Kleine," sprach sie, „Du kehrst meinen armen Verstand um. Jetzt kann ich Dich freilich nichts

mehr lehren, denn Dir führen Engel die Finger, und ich bin zu nichts mehr gut, als Dir die Haare zu flechten.“ Darauf setzte sie sich auf die Holzbank, sah das Bildnis lange an, das aus der Harfe leuchtete, und dachte für sich: „Wolltest Du mir zum letzten Male so erscheinen?“

*

Der Ritter mit den schwarzen Augen

Die Nacht kam über die Erde. Leuchtend stand Habane. Leuchtend in Sternen strahlte der Himmel, wie wenn die Flocken, die nun nicht mehr herunterkamen, sich da oben entzündet hätten.

„Amme,“ sprach Walburga, „meine Seele braucht Deinen Rat, wie meine junge Kindheit die Milch Deiner Brust gebraucht hat, als Du mich das Lächeln lehrtest. Nun setze Dich und erzähle mir das Abenteuer des Ritters mit den schwarzen Augen.“

Bertrane ward leichenbleich: „Walburga, wer hat Dir davon gesprochen?“

„Meine Träume.“

Die Amme richtete sich starr auf: „Es klopft!“ Und fast weinend sagte sie: „Deine

Mutter hat mir gesagt, Walburga, diese Geschichte wird die letzte sein, die ich Dir erzähle. Fragst Du mich, Walburga?"

„Ich frage Dich."

„Es klopft wieder."

„Ich höre nichts."

„Nun werden meine geschwätzigen Lippen das Schweigen lernen! Walburga! Die Tür geht."

„Sie regt sich nicht."

Die Alte kreischte auf: „Da, da, sieh, schon ist Er da, Er, der da kommt, zu hören und zu warten. Grauen: Würmer in seinen Zähnen und nicht zehn Körnchen mehr in seiner Sanduhr!"

„Ich sehe nichts von alledem."

„Mit seinen Augenhöhlen sieht er mich an. Huh, wie er mit seinem Knochenbein die Tür aufstösst! Nun ist Er im Hause, und Gott selber jagt ihn nicht mehr hinaus?"

„Ich sehe nichts."

„Er hebt seine grüne Krone grüssend gegen Deine Mutter."

„Du bist von Sinnen. Ich sehe nichts."

„Oh, oh, oh, — da, da, da: Er setzt sich auf die Bank. Golden glüht das Feuer des Herdes von seinem leeren Leibe. Er reibt

sich knackend die Fingerglieder, und sein Gerippe kracht. Nun winkt er mir: ich soll beginnen."

„Du träumst."

„Und jetzt hat Deine Mutter gelächelt. Auch die will, dass ich rede. Ach, Walburga, welch wilden Willen hast Du ihr in die Augen gelegt."

„Erzähle!"

„Ja. Ja. Da Ihr es denn alle dreie wollt, Du, Habane, Herrin von ehedem, Du, Walburga, Herrin von heute, und Du, Mann ohne Zunge, Herr von morgen: Ich will sagen, was ich gesehen habe. Erst aber zünd ich die Lampe an, denn Du wirst Dich fürchten, Walburga."

Die Amme erzählte:

„Es mögen sechzehn Jahre her sein, da war ein Fest im Schlosse. Habane war sechzehn Jahre alt. Die Blüte des Immergrüns, das Vergissmeinnicht, die Kornblume, der Sonnenhimmel, das Südmeer waren nicht so blau, als ihre Augen, in denen nichts von Träumen war. Sie sollte die Braut Tristans sein, des Grafensohnes von Middelburg, und alles freute sich dieser Verbindung. Am Morgen fand ein grosses Turnier statt. Auch

der Lehnsherr von Salamanca erschien dabei mit seinen Soldaten, er, der der Gesandte seines Königs in Brabant war, er, — der Ritter mit den schwarzen Augen. Er warf mehrere Edelleute von Courtois und Vaes aus dem Sattel und beugte sein Knie Deiner Mutter, Walburga. Jetzt schritten die Minnesänger in den Hof, der von Kirchenfahnen und Kriegsbannern wehte; dann, gegen Abend, war ein Bankett. Unter Flötenklang ging's zum Prunksaal hinauf. Da prangte die Tafel im Schmucke der Damaste, und köstliche Früchte lagen zuhauf auf silbernen Platten. Humpen und Krüge lachten, und es lachten die Gäste, die die duftenden Gaben des Gartens genossen. Die Truchsesse trugen Gang auf Gang zur Tafel: Wildschweinköpfe, Rehkeulen, Lammsbraten und noch vieles mehr, bis zu den Gewürzen und Konfekten in hornenen Schalen.

Der Spanier, der bei der Tafel neben den beiden Grafen sass, sprach kein Wort. Statt Weines trank er Wasser. — Als das Mahl zu Ende kam, stand Graf Willebrode von Ruppelmonde, der Vater Habanens, auf und sprach, indem er seinen goldenen Becher voll Rheinwein erhob, langsam, feierlich: „Auf

die blauen Augen meiner Tochter Habane, Graf Middelburg, und auf den sprossenden Blondbart Deines Sohnes Tristan!" — Er hielt seinem Nachbar den Becher hin; der hob den seinen und sprach: „Auf dass die hellen Augen Geschlecht auf Geschlecht sich folgen mögen in unsern Häusern!" — Sie tranken ihre Becher leer und umarmten einander. — Da glühten die schwarzen Augen des Spaniers, die schon den ganzen Tag hindurch mit dem goldenen Lichte aus den Augen Habanens sich vermählt hatten, unheimlich auf, und bleich wie Elfenbein erhob sich der Fremde. Und er rief: „Der Schleier der Madonna, der Himmel der Engel, die Augen der Jungfrauen sind blau; die Tiefe der Hölle, die Augen der Männer, die Nacht der Toten sind schwarz. Das will ich Euch zeigen!" — Und er zog seinen nackten Degen unter dem Tisch hervor und stiess ihn in die Umarmung der beiden. — Die goldenen Grafenkronen sanken an den Mänteln herab und rollten in eine strömende Lache Blutes. Alles sprang auf und griff zu den Waffen. Aber die Begleitung des Spaniers löschte die Fackeln aus und warf die Pechpfannen um: nur eine blieb brennen.

Aber es kam eine Eule, vom Teufel gesandt, und löschte auch die mit ihren Flügeln. Da konnte ich nur noch sehen, wie der Ritter mit den schwarzen Augen die wehklagende Habane forttrug."

Hier schwieg die Amme.

„Ich fürchte mich nicht," sprach Walburga, „erzähle weiter!"

„Oh," sprach Bertrane, „Der auf der Holzbank spielt, was ich spreche: Er zog den Degen und stach und schlug mit den Armen um sich, wie die Eule mit den Flügeln. Jetzt hat er seinen Fuss auf die Katze gesetzt. Sieh: sie ist tot!"

„Amme, sie schläft ganz sanft. Ihn sehe ich nicht."

Die Amme berichtete weiter: „Erst war es Nacht um ihren Geist geworden; als er sich wieder hellte, sah sie nichts als Blut, Brand und Plünderung. Erst nur im Schlosse, dann im ganzen Land. Wie wenn Hopfenfelder mit ihren Stangen umherzögen, bewegten sich Söldnerheere mit Spiessen. Flammen, Lärm und Kampf. Tot lagen viele im Land umher, hackende Raben zwischen den Augen. So den ganzen Winter hin: Sturmglockengetöse, jagender Galopp von Panzer-

reitern über weisse Felder, Schlosstürme hochauflodernd wie Riesenfackeln. Dann ging es dem Frühling zu, und eines Aprilabends klang unter den Schlossmauern eine Frauenstimme. Bertrane ging, zu sehen.

Auf der Landstrasse kam in atemlosem Laufe eine Begine auf sie zu und fiel wie leblos vor ihr nieder. Bertrane hob sie auf, die kindsleicht war, und trug sie in ihr Bett. Und Wunder: als sie den Schleier vom Antlitz der Fremden nahm, rollten goldene Flechten auf das Kopfkissen, — Habanens Haar. ‚Oh,‘ seufzte sie, ‚Bertrane, wie dank ich Dir. Das sind meine lieben vier Wände! Noch riecht es nach dem Obst, das hier aufbewahrt wurde, und das Licht fällt noch gerade so durchs Fenster, wie damals. Ach, mir ist, ich läge in meiner Wiege . . . Aber wo ist das Reliquienkästchen und die Lampe mit der goldenen Taube?‘ ‚Alles fort, gnädige Frau ...‘ ‚Alles fort . . . Die Jungfrau mit der Taube . . . fort . . .? Oh Himmel!‘ Und nun erzählte sie, dass der Ritter mit den schwarzen Augen, den sie ihren Gemahl nannte, von der Hand des Grafen Tristan von Middelburg gefallen sei, im Sturze den aber er-

fasst und in den Grund der Schelde mit sich hinabgezogen habe: ‚Dort liegen sie noch, umschlungen und die Waffen in der Faust. Ach, ich sollte wohl bei ihnen liegen ... Aber es wäre ein grosses Verbrechen, denn ich soll Mutter werden.‘

Vier Monate lang weinte Habane. Dann kam Walburga zur Welt. Als das Kind die Augen aufschlug, sagte Habane: ‚Sieh, sie sind blau. Mein Vater vergibt mir.‘ Fünf Jahre später starb sie im Schnee.“

So endigte Bertrane ihre Geschichte.

Walburga überlief es kalt.

„Du zitterst?“ fragte Bertrane, „oh, Du hast kalt. Draussen friert es stark. Die Schelde ist ganz starr.“

„Wie in meinen Adern das Blut.“

„Lass nur die Sonne kommen, Kind, und alles wird wieder gut. Dann läuft auch wieder die Schelde zum Meer.“

„Und kommt die Sonne nicht zu mir, so will ich zu ihr gehen.“

Walburga stand auf, ganz bleich.

Sie sprach: „Deine Geschichte hat mir in die Seele geleuchtet; nun kenn ich mein Herz. Es brennt von der Seele meiner Eltern.“

Sie setzte sich wieder nieder und sann. Es war so still; nur ein heimliches Raunen kam von fern; das war der Gang der Sterne, den man in diesem tiefen Schweigen hörte. Da neigte sich plötzlich die junge Gräfin zu Bertrane nieder, und sagte sanft und zärtlich: „Nun, Gute, leg mich in mein Bett, wie Du es früher tatst. Sing mich ein, meine liebe Bertrane, — weisst Du die lustigen Lieder noch?"

„Ach, wenn das Wasser nicht klingt, klingt kein Lied lustig.
Aber schlaf ein,
Mein Lämmchen, schlaf ein.
Keine Angst soll in Dir sein.
Und wirst Du der Sonne entgegen gehn,
Eia, eia, popei,
Sollst Du auf silbernen Schlittschuhen stehn,
Eia, eia, popei.
Die glänzen wie der Mondenschein;
Der mag auch gern auf dem Eise sein.
Oh, süsses Jungfräulein,
Schlaf wie die Erde ein;
Die liegt auf dem Mantel von Hermelin,
Die silbernen Sterne beglänzen ihn.
Bald sind die Schlittschuhe Dein;
Schlaf ein, Du Bleiche, schlaf ein."

Walburga schloss die Augen sanft und schlief mit ruhigen Atemzügen. Das Antlitz der Mutter im Rahmen der Harfe, das sich während der Erzählung der Amme belebt hatte, erblasste.

„Dich habe ich auch eingesungen," sprach die Amme, „aber Der dort schläft nie."

Und sie sah ihn am Feuer sitzen und die Schienbeine reiben, als fröre er neben der Flamme. Die Zinken der Krone, die ihm quer über den Augenhöhlen sass, leuchteten in einem zitternden Phosphorblau. Seine Arme stützte er auf die Knie, und sein gebleichter Kiefer ruhte in der Knochenhand. Er sann wohl nach.

*

Der kalte Weg

Kaum dass der Morgen graute, wachte Walburga auf. Der holde Frühling der Jugend umgab sie da wie nie vordem mit einer flammenden Gloriole, dass sie leuchtete wie ein siegfroher Cherubim. Das Gold ihres Haares, das Rot ihrer Lippen hatte verdoppelten Glanz. Auf ihren Schultern lag ein Licht, das schien durch Frühlingsblumen gestrahlt zu sein, ehe es auf diese

Lilienweisse gefallen war. Als sähe sie ihn zum ersten Mal, so selig erstaunt sah sie den blauen Himmel an mit ihren weiten, gläubigen Mädchenaugen. Und sie sprach vor sich hin: „In meinem Herzen ist ein Nest mit kleinen Vögeln, und die singen süss.“

Bertrane aber war auf der Bank am Kamin eingeschlafen, hingestreckt vom Schrecken der Nacht und ihrer Erinnerung. Da schlief sie noch, als Walburga in den Saal trat.

„Die gute Bertrane“, sagte sie und wollte auf sie zu, ihr den Morgenkuss zu geben. Aber wie erschrak sie da! Die alte Amme war wirklich um hundert Jahre älter geworden. Nur ein paar weisse Haarsträhne lagen noch auf dem kahlen Schädel wie Schneestreifen auf Felsgestein, und das Gesicht sah verrunzelt und verhutzelt aus wie verwitterte Weidenrinde. Ihre ganz weiss gewordenen Lippen murmelten im Traum ein Gebet. So mager war sie geworden, dass die Kleider an ihr hingen wie an einem Stock. Walburga schlug ein Kreuz und sprach: „Sie ist im Sterben und schon nahe dem Grunde der Ewigkeit. Oh, so erfüllt sich Wahrsagung.“ Und sie küsste das Mütterchen auf die Stirn: „Verzeih mir,

Gute!“ Dann aber setzte sie sich ruhig an ihr Spinnrad und drehte ihre Fäden im Traume, schon weit weg von diesem Geschehen, das gekommen war, weil es wohl so kommen musste.

Da schwang ein schwerer Seufzer von Bertranen her.

„Hat Dich ein Traum betrübt, Bertrane?“

„Traum? Ach, alte Leute träumen nicht mehr, sie haben nur Erinnerungen.“

„Küss mich, gute Amme, küss mich, und sieh, wie die Sonne durch die Wolken scheint.“

„Februarsonne, Schäfchen, Februarsonne — das tut bloss so wie scheinen.“

Sie machte die Augen weit auf. Ganz gelb waren die. „Wo ist denn die Sonne? Ich sehe sie nicht. Und das Spinnrad, he, wo ist das Spinnrad hin? Oh, oh, oh, wie still es ist. Ich höre keinen Laut, ich . . . oh, Walburga, wie bleich und dünn ist mein Blut.“ Sie tastete sich die Wand entlang. „Eine Last, eine Last, ich schleppe eine Last — das sind meine Schultern; meine Schultern, die in der Nacht krachten, wie das Eis der Schelde im Winter.“

Walburga sah das alles mit demselben starren Entsetzen, wie sie einmal eine verwundete Taube hatte in den Schlosshof fallen sehen.

Bertrane flüsterte: „Alles trocken an mir, meine Haut ein hartes Tuch. Wasser . . . will . . . ich . . . holen . . . auf die . . . Stirne . . ."

„Wart, ich bring es Dir," rief schnell Walburga, denn sie wollte nicht, dass Bertrane sich im Eimer erblicken sollte.

Aber da rief schon Bertrane: „Schäfchen, Schäfchen, sieh doch meine Hände an! Als hätten sie tausend Leichentücher genäht, so sehen sie aus, und tausend Tote müssen sie geküsst haben." Ein Zittern lief durch den mageren Körper, und sie schrie gell auf: „Grausen!" Mit ihrer knochigen Hand riss sie sich eine Strähne aus und sank hin: „Habane, Du hast es gesagt. Die hundert Jahre sind gekommen, wie ein Donnerschlag. Hundert Jahre . . ."

Sie erhob sich mühsam wieder und starrte mit ausgestreckten Fingern ins Leere: „Da! da! So sieh doch!"

„Ich sehe nichts."

„Der Andere! Der Andere! Mit seinen Fin-

gern zählt er die Stunden ab. Oh, Er weiss alles, denn Er schläft nie, der Er, der keine Augendeckel hat."

Und nun, ruhiger, feierlich: „Die Stunde Deines Abschieds ist da. Ich kann es nicht hindern. Wie gerne wär ich der Schatten Deines Frühlings gewesen, Kind, das trockene Blatt, das Dich beschützt, Du volle, schöne Frucht. Aber mein Stundenzeiger steht still. Nun nimm die schönen Schlittschuhe, Kind, die Schelde wartet auf Dich."

„Ich fühl es," sagte Walburga: „auf einem kalten Wege soll ich zu den Blumen des Lebens gehen, die mir der Traum gezeigt hat, und zu dem Orte, wo der goldene Stern aufgeht. Oh, Bertrane, es gibt Himmel, wo Adler fliegen. Diese Nacht war einer in meinen Träumen und wollte sein Nest auf dem Turme bauen, von wo die Seele meines Vaters entfloh. Denn sie ist nicht in den Wassern der Schelde erloschen: sie brennt in meinem Herzen. Der Adler schlug die Flügel und gebot mir, zu sehen."

„Träume sind Boten der Schicksalsmächte, die über uns herrschen," erwiderte Bertrane.

„Und Du kommst mit?" fragte Walburga.

„Ein Streckchen, Kind, soweit mein Atem reicht."

Sie traten aus der Burg durch das Tor eines Turmes, der ganz von Eis umklammert war. „Ich werde das Leben sehen!" jauchzte erschauernd Walburga.

Unschön watschelnd auf dem glitschrigen Eise, kamen die hungrigen Schwäne auf sie zu, oft ausgleitend und mühsam mit Flügelschlägen sich wieder aufrichtend. Sie, die sonst mit so graziösen Bewegungen des Halses das Brot im Wasser haschten, stiessen heute knarrende Schreie aus.

„Von meinem Fenster sahen sie sich schöner an," dachte das junge Mädchen.

Sie band sich und Bertranen die Schlittschuhe an.

„Oh," rief die, „auch hier ist Er an unsrer Seite, Stahlklingen unter seinen Knochenfersen. Hu, wie er sich auf einem Beine langsam dreht!"

Die Schwäne kreischten und hasteten davon.

„Was haben sie?" fragte Walburga.

„Sie sehen Ihn," antwortete die Amme; „ach, sieh, da fällt einer tot um: den hat er gestreift. Oh, dieser Schreckliche! Jetzt

nimmt er den Vogel auf und macht sich einen weissen Muff daraus."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Walburga. „Jugend weiss nichts von Ihm."

Die drei glitten davon. Ein Abstoss des linken Fusses, und Walburga war zwanzig Schritte voraus.

„Kind!" rief die Alte, „Du fliehst wie die Jugend. Meine Schlittschuhe aber sind schwer wie Blei. Komm doch zurück!"

Frierende Leute zogen an ihnen vorüber, ohne sie anzusehen.

Walburga kehrte zurück: „Mir ist unter den Menschen einsamer, als in der Einsamkeit des Schlosses."

Sie glitten weiter. Am Flussufer reckten Windmühlen bereifte Kreuze in die kalte Luft; die Schiffe, in Eis gefangen, sahen aus, als wären sie auf Faïencen gemalt; die kleinen Häuschen sassen als tonfarbene Flecke in der Landschaft; die grüne Türe einer Hütte, ringsum bereift, leuchtete frisch wie eine junge Weide.

Der Andere grinste befriedigt und zeigte seine gelben Zähne: Tot alles ringsum. Er ward ganz übermütig und jonglierte mit seiner Sanduhr und fuhr groteske Achten.

Sie kamen an eine Stadt. Da standen die Glockentürme rund herum, und auf ihren Spitzen glänzten die goldenen Hähne in der Sonne; die Mauern hatten einen Spitzenüberwurf aus Reif, der Wachtturm eine Schneemütze auf.

„Eine Stadt! Eine Stadt!" rief Walburga entzückt.

„Nu, nu, Kindchen, noch sind wir nicht da!"

Aber sie kamen näher. Da funkelte und wimmelte ein Farbenwirricht auf der Mitte des Flusses, und auf den Mauern sassen viele Menschen.

„Ei," rief Walburga, „Tulpen im Winter! Wie bunt! Wie schön!"

„Es ist der Karneval," sagte Bertrane.

Ein närrisches Leben fuhr da herum. Da wehten grüne, gelbe, rote Federn von den Köpfen, da klingelten und glöckelten Schellen an den Gürteln; ausgestopfte Buckel und Bäuche wippten lächerlich umher.

„Oh," rief voll Schrecken die junge Gräfin aus, „wie starr ihre Gesichter sind. Warum verstecken sie ihre Seelen?"

„Schau, schau, mein Mäuschen fängt an, die Menschen kennen zu lernen," sagte Bertrane.

„Fort! Fort!“ rief Walburga.

Da tat es einen Krach: Der Tod hatte im Vorübergleiten eine Maske um die Taille gefasst und, während die noch kicherte und fragte: ‚Fremde Maske, wer bist Du?‘ öffnete sich unter ihren Füssen das Eis, und sie versank.

Die drei fuhren weiter.

In den Bruchsteinen des Flussufers waren Vogelschlingen aufgestellt: Lerchen und Gimpel kamen, die Körner zu picken; flugs flog der Begleiter der beiden Frauen in eleganter Kurve herbei und liess die Schlingen um die kleinen Kehlen fallen.

„Die armen Tiere!“ sagte Walburga, „wie hinterlistig die Bauern sind!“

Um ein Loch herum, das in das Eis gebohrt war, sassen Knaben und griffen nach den emporkommenden Fischen; da sass der unheimliche Schlittschuhläufer auch schon zwischen ihnen und griff mit seinem dürren Arm ins Wasser, und es sprangen dicke Aale und schwere Hechte aufs Eis. Die Knaben lachten und griffen nach der Beute, aber puh, das Fleisch der Fische war schon verfault, und die Gefoppten mussten mit zugehaltenen Nasen dem Gestanke entfliehen.

An einer Flusskrümmung stellten sich Walburga zwei Soldaten in den Weg. „He, schönes Fräulein," riefen sie, und ihre Augen glühten vor Begier. Gleichzeitig streckten beide ihre Hände nach der Brust Walburgas aus, aber gleichzeitig auch schossen sie sich eifersüchtig wilde Blicke zu. „Mein ist sie!" riefen beide zu gleicher Zeit. Hui! zischten die Säbel aus der Scheide, krach! fuhren sie aneinander, und das Feuer sprühte vom Stahl. Mit grimmigen Fratzen fochten die Gierigen gegen einander an, aber der Mann mit den leeren Augenhöhlen spielte den Unparteiischen und wusste es trefflich so zu fügen, dass beide einander in die Schwerter rannten und einer dem andern die entweichende Seele ins Gesicht spie.

„Die Welt ist schauderhaft!" rief Walburga und glitt mit verdoppelter Eile davon.

„Kind, Kind," klagte Bertrane, „denk an mein Alter. Mir wäre besser, an Krücken zu gehen, als auf Schlittschuhen zu fahren, und mir ist, als hätt ich alle Glockentürme von Holland und Flandern erstiegen. Nein, nein, jetzt werde ich Dich allein lassen. Es muss sein."

„Schon jetzt, liebe Amme?"

„Ja, wir sind schon nahe bei Gent."

„Bertrane, ich komme zurück!"

„Ach, ach, mein Lämmchen, das glaube ich nicht. Aber willst Du mir eine Liebe antun, Schäfchen?"

„Alles, was Du verlangst!"

Da zog Bertrane aus einer Falte ihres Mantels den Spinnrocken Walburgas und sprach: „Da, nimm das, mein süsses Kindchen, und gib mir das Ende des Fadens in die alte Hand. So, mein Lämmchen, so. Und nun versprich mir, dass Du nicht weiter gehst, als er lang ist. Willst Du? Oh, Du Gute! Küsse mich. So. Und dass Du mir fein leise fährst und Schritt für Schritt, und nimmer hastig?! Denn sonst, mein Schäfchen, reisst der Faden entzwei, der uns noch zusammenhält."

„Ja, Amme, das will ich und versprech ich. Und pass auf: Ich bring Dir die Blume der Jugend!"

„Ach, zerreiss nur nicht den Faden!"

Sie küssten einander recht zärtlich, dann griff die Klinge von Walburgas linkem Schlittschuh scharf ins Eis, die junge Gräfin bog sich geschmeidig vor, wie ein Schilfrohr im Winde, und sie fuhr davon. Bald

war sie Bertranen unter dem Schleiergespinnste entschwunden, das ihr Rocken entrollte.

„Was ist das?“ sprach Bertrane vor sich hin, „was weht da um ihre Schultern? Ist das wirklicher Nebel oder die Blindheit meiner Augen?“

Da fühlte sie, dass der Faden in ihrer Hand kalt und feucht war, und als sie ihn ansah, sah sie, dass es kein Spinnefaden, sondern wirklich Nebel war. Und nun wusste sie, dass Walburga im Saale des weissen Sankt Georg wirklich gelernt hatte, den Nebel zu spinnen. Und Bertrane murmelte vor sich hin:

„Sie hat gesponnen das kalte Band;
Das knüpft sie fest ans Heimatland,
Sie wird es nimmer zerreissen.
Nur wenn sie ins Land der Sonne geht,
Der Nebel auseinanderweht,
Wo Gold und Feuer gleissen.“

Die Alte seufzte auf: „Walburga, oh mein Leben! Walburga, heilig süsses Kind! Walburga, meine Liebfraue!“ Sie wandte sich um und wollte dem Schlosse zu zurück. Aber die Müdigkeit fiel auf sie wie eine graue Wolke. Ein Zittern überkam sie, Schwindel fasste sie an. Da bog mit seinem

flatternden grünen Mäntelchen der andere an ihre Seite und bot ihr galant den Arm. Bertrane nahm ihn und nickte mit dem alten Kopf und sah dem Tod ins Gesicht, der charmant lächelte und sich zu ihr niederbeugte.

„Sieh da," dachte sich die Alte, „das ist alles just wie an unserm Verlobungstage, wie wir zwei auf der Schelde dahinfuhren und er gar so lieb und innig seinen Kopf an meine Schulter lehnte! . ."

*

Im Lande des Frühlings

Walburga aber flog den Fluss entlang über das Eis hin, das sie kaum mehr berührte, flog wie ein Vogel, so schnell und sicher.

„He, da," sagten die Schiffer, „was für eine Blume fliegt da im Winde zur Winterszeit?"

Eine Heersäule marschierte über den Fluss: wie aber Walburga herangebraust kam, kommandierten die Hauptleute Halt und liessen Bahn frei, denn sie glaubten, es sei ein Pfeil, der da vorüber schwirrte.

Holzhauer, die sie sahen, riefen: „Hui,

ein Rotkehlchen! Schaut, wie schnell es dort fliegt!"

Städte tauchten neben ihr auf und verschwanden im Fluge, denn Walburga machte nicht Rast, sie zu sehen. Nur noch schneller flog sie an ihnen vorüber, wo der Lärm des Lebens schwoll von Streit und Mühe, Lust und Schmerz.

„Oh fort, oh weiter, oh schnell, oh schnell!" rief die Stimme des Blutes in ihr, „ins Land, wo Glück und Glanz und Glorie ist."

Und sie liess den Wind hinter sich und die flandrischen Nebel, und aus dem Eis wurde Wasser unter ihren Füssen. Da wäre sie wohl ertrunken. Aber es kam aus dem Weidicht des Ufers mit Flügelschnelle eine schwarze Barke auf sie zu: die ward, so schien es ihr, von einem grossen, seltsamen Adler gezogen, dessen Schwingen die Luft mächtig bewegten. Doch es war kein Adler, sondern ein Mann stand in der Barke, dessen Mantel sich weit blähte gleich einem gewaltigen Segel. Der Mann streckte ihr die Arme entgegen, und sie liess sich hineinfallen, wie eine verwundete Möve. Sanft legte der Mann sie in das Schiff und sah sie tief an. Der

Blick überblendete das Fräulein, dass sie glaubte, Gott zu sehen oder einen Dämon. Und sie schrie auf. Aber der Fährmann, jung, strahlend und ritterlich, lächelte, wie Walburga im Traume Engel hatte lächeln sehen. Wie Goldflitter glänzten seine Augen im Schatten der Brauen, und ein Leuchten ging von ihnen über das ganze Gesicht, das elfenbeinbleich und von schwarzen Locken umringelt war. Wie der schöne Jüngling sich drehte, um die Ruder zurückzustemmen, sah Walburga ein so adliges Profil, dass sie an die Kaiserbilder auf den Goldmünzen denken musste. Der Ritter war in dunkeln Sammet gekleidet und hatte eine Kette von blauen Edelsteinen um den Hals, sein Mantel aber war orangen und wehte wie eine wallende Flamme um seine Schultern. Vom Widerscheine dieses Mantels leuchtete das bleiche Gesicht des Jünglings zuweilen wie angeglüht vom Feuer. Walburga fühlte, dass dieser Herrliche aus einem Lande voll glänzender Früchte sein müsse, und sie glaubte, seine Seele selber zu sehen in seinen Augen und einen ewig klaren Himmel in den Saphiren der Kette. Ein kleines silbernes Kreuz blinkte auf seinem Herzen, ein andres steckte

als Agraffe auf seinem goldübernähten Barett, das neben ihm auf der Barkenbank lag.

Der schöne Jüngling kniete vor Walburga nieder und sprach: „Bist Du es selbst, Madonna, die mir hier erschienen?" Walburga aber neigte sich über seine Augen, wie über einen Garten voll eitel Licht und Klang. Und ihr war, ihr Herz sei ein Vogel, eingesperrt in den weissen Käfig der Rippen, und es wüchsen ihm mächtig neue Flügel mit einem Male, und seine Stimme schwoll unendlich süss und stark vor lauter Glück und hoher Freude.

Der Ritter aber sprach: „Oh, meine Braut! Seit mir der Adler vom Turm zu Saragossa kündete, dass Du nahtest, bin ich durch blaue Wogen Tag und Nacht gefahren, Dich zu finden. Sturm schleuderte mein Schiff auf Felsen, die noch rot waren vom Blute der Schiffbrüchigen; ich stiess es wieder ins Meer. Durch die Galeeren der Korsaren fuhr ich, die ihre Segel hinter mir her blähten, und ich sah den Halbmond der Ungläubigen gegen den Himmel drohen. Aus den beruhigten Wellen lächelten mich blinkend die Sirenen an und sangen zu den Muschelstössen der Tritonen: ich dachte nur an Dich. Was

alles mir drohte, ich trotzte ihm mehr. Flügel waren meine Ruder, Degen und Flammen, die das Wasser streiften, schlugen und brannten. So bin ich hier, so bin ich Dir zu Füssen, Walburga, Wunder mit den blauen Augen; — ich bete Dich an!"

„Was sprichst Du da," hauchte das junge Mädchen.

Er aber fuhr glühend fort: „Hinter mir liegt die Glut der Orangenbäume, die ernste Herrlichkeit der Cedern, die königliche Hoheit der marmorgekrönten Berge, hinter mir das Teufelsdrohen der stolzen Vulkane, und ich schaukle hier in dem stillen Kanale. Oh, wie oft wollte mich sein bleiernes Schweigen aufhalten, aber ich tauchte meine Ruder in seine tückische Stille, wie meinen Degen in Ketzerleiber."

Eine Flamme zuckte in der Tiefe seiner Augen, und er sprach weiter: „Und Du bist hier! Was in mir brannte, wird nun still und sanft unter dem Mondschein Deiner Blicke. Aber um uns ist Sonne! Sieh, es ist Frühling an den Ufern! Hör doch im Heckenrosennest die Nachtigall und aus den Weissdornzweigen die Finken! Und da: die Veilchen, da: Narzissen! Komm, Du sollst

sie pflücken! Sie werden unter Deinen Fingern so wenig welk werden, wie unter den Fingern der Morgenröte, Du meine Vielgeliebte!"

Walburga sah dem Jüngling ohne Bangen ins Gesicht, und ihre blauen Augen wichen seinen braunen nicht aus, in denen ein heisses Leuchten war.

Leise ruderte sie der Ritter ans Ufer, leise, als wäre hier ein Traum, den nichts erwecken dürfte.

„Ich will allein in die Blumen gehn," sprach die junge Gräfin und sprang ins Ufergras. Und sie ging durch die Halme, ihren Spinnrocken in der Linken haltend, wie ein Szepter; der Faden war über das Wasser gespannt.

„Welche Hand hält meine Holde an diesem Faden?" fragte sich der Schwarzlockige, „ist es ein Engel, der sie an diesem Seidenfaden über die Erde leitet, und der sie, ach, mir weg und wieder in den Himmel führen wird?"

Da kam Walburga schon zurück. Das Spinnerinnenszepter trug sie nicht mehr in ihrer Hand, dafür hielt sie einen grossen

Blumenstrauss, der mit tausend Ellen seidigen Fadens gebunden war.

Ruhig, als könnte es gar nicht anders sein, setzte sie sich in die Barke. Aber sie war ein wenig blass, und die Blumen presste sie gegen ihr jungfräuliches Herz, als müsse dort etwas beruhigt werden.

Der Sennor ergriff ihre Hand und sprach: „Nun, hohes Fräulein, höre mich an! Neues Leben habe ich aus Deinen Augen empfangen, und meine Nächte können nicht mehr dunkel sein, was auch geschehen möge. Selbst, wenn Du wieder von mir gingest auf Dein Schloss im Lande der Kanäle, ich würde nicht klagen. Sag: wirst Du gehen?“

Das junge Mädchen sprach: „Mein hoher Herr und Bräutigam! Da ich in meinen Händen die Blumen des Frühlings halte und in Deinen Augen die Sonne sehe, ist Alles, was mir einst war, tot wie das Wasser in den Kanälen meiner Heimat. Du bist der Leuchtturm, an dem sich die düstren Eulen meiner Träume die Köpfe zerstiessen, und Deine Liebe ist der Tempel voller Glorie der Erfüllung, den ich im Dunkel meiner Nebel sah. Ich liebe Dich. Dort, wo ich war, ist der Spanier der Feind.

Aus dem Kriege mit ihm bin ich geboren durch Liebe und Gewalt. Meiner Eltern Liebe brennt in mir. Ich muss Dir folgen."

Der Strauss löste sich von ihrem Herzen und flog davon wie ein bunter Vogel des Südens.

*

Der letzte Gruss

Spät war die Amme ins Schloss zurückgekommen, so müde, dass sie nicht einmal die Schwäne liebkosen konnte, die ihre Herrin mit ihren Schnäbeln im Nebel suchten. Sie trat in den Saal und sank auf die Bank nieder. Der Andre setzte sich leise neben sie.

Es schneite.

Da die Tür offen geblieben war, wehten Flocken in den Saal und starben auf dem Estrich.

Im Rahmen der Harfe stand noch immer Habane, aber ganz verbleicht.

Nichts rührte sich. So still war das Schloss noch nie gewesen.

„Dürft ich nur hoffen, dass sie käme," seufzte die Alte vor sich hin und zog an

dem Faden, den sie fest in der Hand hielt. „Sie hat ihn los gelassen; ich wusste es ja."

Die Alte zog wieder. Der Andere lächelte spöttisch.

Und die Amme sprach: „Leben ist Hoffen. Wer atmet, hofft. Mein Atem geht leise."

Sie hörte auf zu ziehen.

„Was wird nun kommen? Ich bin am Rande eines Abgrundes, und mich schwindelt."

Sie stützte ihr altes Haupt in die welke Hand und dachte ihr Leben nach: von der Kindheit an, mitten der Sümpfe der toten Schelde, wo ihr Vater Korbweiden zog, bis zu ihrer letzten Fahrt mit Walburga strömte alles an ihr vorbei, wie ein schneller Traum, der in einer Sekunde hundert Jahre hat.

Sie machte das Zeichen des Kreuzes auf ihre Lippen und nahm den Faden wieder auf.

Da, oh: mitten durch den Schnee kam ein Strauss mit roten, violetten und goldenen Blumen und fiel ihr in den Schoss.

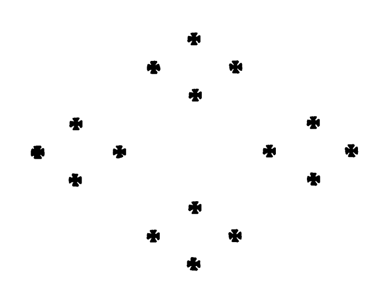
„Sie ist im Frühling und kehrt nimmermehr zurück..."

Bertrane stand auf und blickte mit weit geöffneten Augen durch die offene Tür ins Schneegestöber. Ihren gelben Pupillen erschien zum letztenmal das Leben: Sie sah,

was ferne im Frühling geschah. Und ihre Sinne verfinsterten sich, und die zusammenfallenden Lippen murmelten: „Die Liebe kennt nur sich, die grausame Liebe.“

Starr, mit geballten Fäusten, fiel sie in die Arme des Wartenden, der ihre Augen schloss.

Der Tod blies sich in die Hände, zündete eine Kerze an, kramte in der Schublade und zog ein Leichentuch heraus.



Kindsschnabel-weisheit

Frei nach Balzac

Bey meynes lieben Haushahns gedoppletem roten Kammb und bey dem gedoppleten hellrosfarbenen Futter des schwartz kraus peltzenen Pantöfelchens meyner lieben Kammergesellin! Beym Saint Cocu (steht nit im deutschen Kalender — der Heilig!) und allen Hörnern derendter, so disen Stirnzierrat mit Anstand tragen! Nit minder aber auch bey der ansehnlichen Tugendt derer lieben Frauen, so es sich fleissig angelegen seyn lassen, bemeldte Hörndlein auf bemeldte Schedtel zu setzen! —: das Best und Schönst und kostbar Lieblichst, das eyn Mann zu werke bringen mag: nit etwan eyn Reimgedicht ists, oder eyn Lainwand mit viel edel Farb und Liniatur, oder eyn wolgesetzt Stück Musika, oder eyn Schlossgebäu gar hoch und vielfalt, oder ein Bildgeschnitz auss Holtz oder Stain, oder eyn stoltz Schiff, fahrend dahin mit Segelwerk oder Ruderschlag, — nit das, nit das! —: eyn Kindlein ists!

Die Kindlein seynd das Anmutigst, so zwischen denente Blumen und Bäumen des grossen Erdgartens herumbvigilieret, ob auch offtmalen rotznaset. Aber merket wohl auff, wie ichs meyn! Bis zum zehenten Jahr, nit weiters, gilts mit der Kindschafft! Alsdann

wird Bub und Bübin sachte Mann und Frau, und werden, Gott seis geklagt, gar vernünftig und siebengescheidt, und keyns ist weiters mehr wert, was es gekostet hat. Nur an denen Ungeratenen erlebt der liebe Gott, wenns gut geht, manchmal eyn Freud.

Aber die rechten Kindlein, so noch Kindlein seynd, — schauet sie euch wohl an, wie sonderbar lieb und labsälig sies treiben! Haben noch keyn Arg und Harm und also auch keyn Respekt, vor was auch immer es seye, und gilt ihnen alles eyn Spielwerk, und seyend eben darumb weise ohne Vernunft. Des Vaters Hausschuch dunket ihnen ein passlich Ding, Löchlein dareyn zu bohren mit vielem Fleiss; der Mutter Hausrat tragen sie ohn Ermüden die Kreuz und die Quer, dahin und dorthin, wo es ihnen wohl scheint, dass Scheer und Knaul und Nadelbüchs recht zuhause wären in Winkeln, da sie keyn Seel nit vermuten möcht; was ihnen aber just nit behagt, seht, das lassen sie fein liegen, denn die kindisch Hand langt nur nach dem, das ihr behagt (also weise ist sie!). Wo Gutselen seynd und wohl eyngekocht Mus und resch Knuspergebäck mit Rosindtlein, spüret das näschig Völklein wohl, findts und

frissts auf (wenn nur die Zähndlein in den lieben Goschen erst durchs rosinfarbene Flaisch seynd!), und alleweil lachts und jubilierts dabei, — das süsse Völklein, das ausbündig süsse. Gelt, ihr heisst mich nit eyn' Narren, so ich wiederumb laut aufruf und sag: ausser Maassen lieb seynds und tausendmal mehr wert, als wir Alten. Könnt wohl auch nit gut anderster seyn! Seynd ja Blust und Frucht in Eynem! Furcht vom Eynanderliebhaben und das blühend Leben selber.

Darumb, so sie den Schnabel aufthun, kommt nichts heraus als hell eitel kostbar Red und Gesprüch, maassen ihr Zünglein noch nit beschwert ist vom arg schweren Steine der Bedachtsamkeit, aber auch noch nit umgetriben vom bösen Winde derer Spekulation. Seynd heilige Wort, vergnüglich heilige Wort, so die Kindlein plappern in ihrer Unschuld, lieben Leute! Schad, dass man sie „naiv" heisst, als welches verbum adjectivum ärgerlich in Missbrauch stehet in disen Tagen. Aber ich sag euch: verstopfet eure Ohren flugs mit Wacks, (wie weiland Herr Ulysses bei denen Menschern mit denen Hühnerbeinen), so eyn Mannsbild den Schnabel süsse zieht und thud in Worten als ein Kindlein,

das naive ist. Ist immer ein übel Rüchlein Vernunft und Calculation bei. Riecht nach dem Fuchs, sothane Mannsmaulnaivetät. (Kenn bessre Gerüche, gelt, Schatz?) Kindsschnabelnaivetät aber riecht frisch wie Erdraich im Mayen, lieblich und herbe, wie ein gesund, rein, munter Kind selber. Sela!

Und nun merket wohl auf, was ich zu deme Thema weiss!

Es war umb die Zeit, als Kathrin, die später' Königin in Frankreich, noch nit Königin war, sondern noch Frau Kronprinzessin geheissen ward, oder wie's die in Franzmannsland nennen: Madame Daulphine. War aber ihr Herr Schwiegervater, der König, ein bresthaft Mann und hatte wenig Freud an Krone und Thron, maassen er nit gar offte auf deme Throne sass, vielmehr in seyme königlichen Bette lag, alswo es auch nit kurtzweiliger zu liegen ist, als in eyme andren Bette (wohlgemerkt, wann Eyns alleine drin liegen muss). Die gut Kathrin aber war eyn gar höflich Frauenzimmer und wusst wohl, was sich schickt für eyn rechtschaffen Schwiegertochter. Wohl wissende, dass der alt König eyn sonderbar Gelüsten hätt für die gar lieblichen und kunstraichen Schildereyen, so

die Malersleut im Lande Italia aus der Maassen schön zu werken verstehen, recht meisterliche Leut und gar hoch angesehen bei Kaysern und Königen dazumal, (wie denn bemeldter König in Frankreich es nit für eyn Raub hielt an seyner hohen Kron, dass er mit etlichen von denen Meistern in Welschland guter Freundschaft pflog und nit gar klaine Beutlein voll eitel Dukaten zu ihne schickt über die Berg, als zum Exempel an den Herrn Raffaeln aus Urbin und an die Herren Primatiz und Leonhardn von Vintsch) — diess, sag ich (und's hat mir schier den Athem verschlagen), wohl wissende, hat die gut Kathrin manch gross und klaine Tafel von denen welschen Hexenmeistern für gut Geld gekaufft (Gott gesegn es ihr noch heut!) und deme königlichen Schwiegervater an seyn Bette gestellt. War ihr aber nit immer not, ihrn Seckelmeister zu rufen, denn manch kostbar Malerey ward ihr selber zum Geschenk, sintemalen sie Eyne aus dem hochedlen Hause derer Medici war, die recht eigentlich an der Quelle sassen wo die Farben gleich auf die grundiert Lainwand laufen, im gesegneten Lande Toskanien, da die Malersleut wild wachsen, Edle und Bürgerliche aber

daran noch nit genug haben, vielmehr mit vielem Fleisse und nit weniger Geld auch noch von der Fremde her Meister und Gesellen der preislichen Kunst zu kommen heissen und, wann die nit wöllen, zum mindest ihre schönst Gemäld und Bildwerk. Also begab es sich, dass Frau Kathrin aus der über alle Städte schönen Stadt Florenz (das heisst die blümig Stadt) eyne gar köstlich Malerey zum Angebinde kriegte, die von keym geringern gemalen war, als Meister Tizianen selber, dem Könige derer Malersleut in der ruhmraichen Stadt Venedig und Kaysers Karln, des fünften seynés Namens, Leib- und Lieblingsmaler. War aber das Gemäl ein dopplet Bildnus, fürstellende Herrn Adam und Frau Evan in Lebensgröss und gantz nach der Mode ihrer Zeit gekostumieret, als über die sich alle Gelehrten eynig seynd, maassen männiglich weiss, dass die Zwei wandleten im Garten Eden angethan mit ihrer Unschuld und verzierartiert mit nichts als lauter Anmutigkeit, die ihnen der HErr selber um Schulter, Brust und Lenden gelegt hat mit seyner liebraichen Hand. Wollet aber nit etwan vermeynen, dass diess himmlisch Kleid leichtlicher zu malen seye, als Sambt und Seid und gülden

Spangenwerk! Fragt, wenn ihr eynen habt in eurer Bekanntschafft, der mit Pinsel und Farb handtieret, ob's nit vielmehr das schwierigst sey der gantzen Kunst, umb der Farb willen nit minder als von wegen der bös tückischen Anatomia, als welche voll eitel Fährlichkeit steckt und tausend Hinterlist. Für unsern Herrn Tizian aber war just das das rechte Fressen und nit mehr als freundliche Erlustierung. Hats halt gekunnt, der Herr aus Venedig. Stellte also Frau Kathrin das maisterlieh Bild dem Herren König ans Bette, dem dazumalen das Wehtumb, daran er später hat sterben müssen, sonderlich grimme that, und war der arm König recht froh darob. Und liebte es, gar wie man eyn lebendig Wesen lieb hat, dass er nit eyn Augenblick seyn wollt ohn Herrn Adam und Frau Evan. Mussten, so lang er Athem hatte, an seym Bette stehn, und die Herren Kämmerling und schönen Weibsleut bei Hof, die auch gar gerne gewusst hätten, wie die Zwei herschauten, mussten sichs Maul wischen.

War aber doch eyn gross Wesen und Geredt umb das Bild im gantzen Schloss, dermaassen, dass auch Frau Kathrins Kindlein, der klein Franz und die klein Gret, davon hörten,

(maassen Kinder eyn gut Gehör haben, auch wo die Alten vermeynen, sie höreten besser nit), und wollten justament Herrn Adam und Frau Evan sehn. Tormentierten drumb ihre gut und zärtlich Frau Mutter gar sehr mit „Bitt gar schön“ und „Sei doch lieb“ und „Mammele“ hin und „Mammele“ her und „Warum denn nit?“ und „Was ist denn dran?“ und, kurz und gut, Frau Kathrin wusst' sich gar nimmer zu retten vor denen Plappergoschen, bis dass sie die Kindlein an die Hand nahm und zum Herrn König führte. (Hätt's freilich doch nit than, wenn sie nit gar wohl inne gewesen wär, dass der königlich Herr Grossvater das klein Enkelgesind gar gerne zuweil umb sich hatte, ohngeachtet es nit so stille war, wie Herr Adam und Frau Eva.)

Und sprach Frau Kathrin zu ihren Kindlein, indeme sie die zwei Ausbünd vor Herrn Tizians bunte Lainwand stellte: „Da, ihr Neugier miteinand! Habt Herrn Adam und Frau Evan schlechterdings sehen gewöllt, — wohl, so sehet sie auch recht an!“

Das junge Blut stund still vor lauter Gestaun und that Herrn Tizian rechte Ehre an mit gar andächtigen, aber munteren Blicken, indess Frau Kathrin sich zu dem Könige ans Bette

setzte, den es recht lieblich dünkte, zu sehn, wie die Kindlein sich nit rühreten und regten und schier stumm wurden vor dem Geleucht der Farben des venedischen Meisters.

Da vernahmen sie ein Gewisper. Der klein Franz wars, der seinem Schwesterlein, recht als es der Knaben Art ist, einen Puff gab und sprach: „Du, Gret, sag: wer von den Zweyen ist denn der Herr Adam?"

Das Gretlein aber, nit faul, antwortete flugs: „Wie kann ich das denn sehn, du Dummrian, wo doch keins Kleider anhat von dene zwey?"

Diese Antwort freute den armen kranken König bass, dass er seiner Krankheit eine Weile nimmer Acht hatte, und auch Frau Kathrin entzückte sich drob in ihrem mütterlichen Hertzen gar sehr, dass sie hinging und ihr Mäglein recht aus dem Grunde küsste. Aber der Bub ging auch nit leer aus.

Dann aber lief Frau Kathrin gar eilig in ihr Schreibgestühl und vermeldete gen Florenz die Schnabelweisheit der kleinen Margret dem andern Herrn Grossvatern. Gott lohn der guten Frau Kathrin das glücklich Mutterbrieflein heut noch! Denn, wie hätt ich euch dies wahre Märlein berichten können, lägs nit zu Florenz bei anderen Documentpapieren (die aber beileib

nit all so lustig und Aufsehens wert seynd!) im Archivio?

Nimmt mich wunders, dass noch keyn Historiographus sichs hat beifallen lassen, es ans Licht zu stellen. Seynd doch sonsten hurtig hinter jedem Quarck her, so er nur alt und schimmlig ist. Aber ich kenn die Knasterbärt' wohl: Deucht ihnen zu gering, was nit aus bärtigem Maul kommbt. Seynd Leimsieder, — mit Verlaub zu sagen.

Darumb solls hier stehn unter denen guten alten Schwänk, als ein zwar unscheinbar Blümlein und nit gar so bunt wie die andern, ohngeachtet es auch nit gar eyn Schwänklein eigentlichen ist. Stimmt aber doch zur Grundlehr aller pantagruelischen Weisheit. Denn, und das frag ich euch itzt ernsthaffte: Wie wollt ihr so hold und sinnreich Geschwätz aus Kindsschnäbeln vernehmen, wenn ihr nit allzeit munter und fleissig seid, Kinder zu machen?